

DAS MAGAZIN DER
BAYERISCHEN STAATSFORSTEN
04/JUNI 2008



Märchenwald



Wir müssen jetzt alle sehr tapfer sein. Hänsel und Gretel hat es nie gegeben. Die Hexe und das Lebkuchenhaus auch nicht. Das Märchen ist einfach nicht wahr. Wie alle anderen auch nicht. Man mag daran noch so fest glauben, sie sind frei erfunden. Allesamt. Wobei auch im Erfundenen eine Wahrheit stecken kann! Aber das ist Tiefenpsychologie und kommt später dran – im äußerst lesenswerten Beitrag von Dr. Pia Mayer-Gampe (Seite 16). Ansonsten war der Wald immer ein sehr pragmatisch genutztes Stück Natur. Er war entweder Wildnis zum Roden, das ist ein paar hundert Jahre her, oder er war Jagdgebiet oder er war Weidewald fürs Vieh. Und Holzlieferant obendrein und zu allen Zeiten. Märchenwald jedenfalls waren die Bayerischen Staatsforsten nie. Dieses Magazin hat sich vorgenommen, ein bisschen aufzuräumen mit dem alten Es-war-einmal. Zum Beispiel mit der so genannten „deutschen“ Eiche, deren Laub sich einst um Eiserne Kreuze und Schwerter wand. Dabei hat es der vermeintlich deutschen Eiche im Libanon oder in Portugal oder in sonstigen Regionen immer sehr viel besser gefallen, als im typisch (süd-)deutschen Buchenlima, das unsere Wälder bestimmt. Die Legende von der deutschen Eiche lesen Sie auf Seite 10. Versucht wird dort auch eine computergestützte Antwort auf die Frage, wie unser Wald aussähe, wenn er auf die kommenden klimabedingten Veränderungen ausgerichtet wäre? Eine spannende Frage findet hier eine aufschlussreiche Antwort.

Wie die Eiche, so hat es auch die „Axt im Walde“ zu sprichwörtlichen Ehren geschafft. Sie ist auch heute noch in Diensten, hat aber mit den fröhlichen Holzhackerbuam von einst nichts mehr zu tun. Nicht dass unsere Fortwirte heute dem Trübsinn verfallen wären, aber sie haben neben dem Schlagen von Bäumen – mit der Motorsäge! – noch sehr viel mehr und besseres zu tun. Womit wir beim zentralen Thema dieses Magazins sind. Der Veränderung vieler Berufsbilder in der Forstwirtschaft.

Eine andere lieb gewonnene Märchenfigur ist der Förster vom Silberwald. So benannt nach einem Heimatfilm aus den fünfziger Jahren, der einer der erfolgreichsten deutschsprachigen Filme aller Zeiten war. Der Film von 1953 erreichte geschätzte 28 Millionen Besucher. Und bestimmt bis heute unser Bild vom „Förster“. Wir sehen ihn förmlich vor uns, in seiner schmucken Uniform vor seinem schmucken Forsthaus, zu seinen Füßen ein schmucker Jagdhund und im Mund ein schmuckes Pfeifchen. Auf Seite 40 sind wir dann mitten in der Wirklichkeit des Kulturwandels der Bayerischen Staatsforsten und den Veränderungen, die die Umstrukturierung mit sich gebracht hat. Ein Gespräch mit Dr. Anton Kofler, der viele namhafte Unternehmen bei so genannten „Change-Prozessen“ begleitet hat, macht deutlich, dass es gute Weile braucht, bis Unstimmigkeiten auf beiden Seiten geklärt sind. Wir hoffen, der Beitrag um die neuen Berufsbilder in den Bayerischen Staatsforsten fördert die versachlichte Kommunikation zu diesem Thema.

Wie immer, wenn die notwendige Aufklärung geleistet ist, stellt sich danach eine leise Melancholie über die Entzauberung ein. Zum Glück gibt es neue, gute Nachricht. Neulich wurde im Wald ein kleines Männchen gesehen, mit einer roten Zipfelmütze, das um einen Baum tanzte und vor sich hin sang: „Ei, wie gut, dass niemand weiß...“



Kurze Zeit nach dem Erlegen hängt das Wild an der Hakenleiste. Hier: Wildkammer im Forstbetrieb Wasserburg.

- 3 **Editorial**
- 4 **Im Wald, da sind die Räuber**
von Gernot Wüschner und Bastian Obermayer
Den Wilderern auf der Spur
- 10 **Die deutsche Eiche**
von Hanno Charisius
Gerüstet für den Klimawandel?
- 16 **Außenwald und Innenwelt**
von Dr. Pia Mayer-Gampe
Biologische Wahrheiten in deutschen Märchen
- 20 **Der Nischenstrategie**
von Hanno Charisius
Besonderer Schnitt für besondere Stämme
- 24 **Bayerische Staatsforsten aktuell**
- 26 **Alles ganz einfach**
von Reiner Holzemer
Ein Gespräch mit Elmar Wepper
- 30 **Wie die Axt im Walde?**
von Peter Laufmann
Von der Märchenkulisse zum multifunktionalen Arbeitsplatz
- 36 **Rotkäppchen Reloaded**
von Hans Gerlach
Das Märchen vom Hautgout
- 40 **Der Förster vom Silberwald**
Berufsbilder im (Kultur-)wandel
- 50 **Traumberuf**
Das Privileg einer Arbeit, die sich mit Leidenschaft paart
- 51 **Impressum**

IM WALD, DA SIND DIE RÄUBER

Was ist passiert? Der bayerische Räuberadel von einst hat sich sang- und klanglos davon gemacht. Und die neuen Wilderer von heute sind noch weit weniger edel, als es die alten je waren. Eine kriminalhistorische Bilanz.

In flagranti? Bei der Person im Bild handelt es sich ganz klar um Andreas Thiermeyer. Welcher allerdings kein Wilderer ist, sondern ein Berufsjäger der Bayerischen Staatsforsten. Hier tut er uns zu liebe mal so, als ob...

Die schlechten, alten Zeiten von Gernot Wüschner

Wer sich heute auf die Suche nach Räufern macht, sollte die nächsten U-Bahnhöfe aufsuchen und sich von Taschendieben erleichtern lassen. Im Wald findet sich nach Auskunft zuverlässiger Quellen kein zwielichtiges Gesindel mehr. Wenn sich dort tatsächlich einmal ein Tatort auftut, dann nur, weil eine Tatort-Kamera hinter dem nächsten Baum steht. Ansonsten hat der „Dschungel der Großstadt“ die Nachfolge des Räuberwalds angetreten.

Die Nachfolger des legendären Robin Hood sind nicht mehr. Mit ihm als dem edelsten aller Geächteten wurde einst das künftige Strickmuster für eine ordentliche Räuberkarriere gelegt. Ein braver, aufrechter Mann, zuweilen gar von adeliger Herkunft, wird vom Schicksal oder von Intrigen aus der rechten Bahn geworfen. Er flieht sodann in den Wald und gründet eine Räuberbande. Als Räuberhauptmann entwirft er eine Art Sozialprogramm, das er mit einer sehr speziellen Form von „Reichensteuer“ finanziert. Er schenkt den Armen – zu Teilen – was er den Reichen wegnimmt, das verleiht ihm später das Attribut „edel“. Seine Bande folgt seiner Idee vom sozialen Ausgleich meist nur sehr störrisch. Was innerhalb der Fraktion zu Mord und Totschlag führt. Der Räuberhauptmann, wahrscheinlich macht ihn das so gutmenschlich, ist zudem unglücklich verliebt. Zuförderst in ein Fräulein von gutem Stand, was wiederum zu heftigen Verstrickungen führt, die dann irgendwann mit dem Tod beider enden. Tragik muss sein.

„Die Räuber“ von Friedrich Schiller sind so gesehen eine astreine Schmonzette. Denn der junge Dramatiker lässt keines, aber auch wirklich keines, der oben genannten Klischees aus. Trotz oder gerade deswegen wird Karl Moor, der freiheitssuchende Anführer der Räuber bei der Erstaufführung des Stücks 1782 in Mannheim frenetisch gefeiert, Ohnmachtsanfälle bei den jungen Damen, Sinnestaukel bei den jungen Männern. Später geriet ein gewisser Johannes Bückler (1779 – 1803) aus den bayerischen Nachbarwäldern des Hunsrück bei Carl Zuckmayer in ein ähnliches Verklärungsschema. Was dann wirklich ein starkes Stück war. Denn der Schinderhannes



Matthias Klostermayr, alias Bayerischer Hiasl. Er kam am 3.9.1736 in Kissing zur Welt und wurde am 6.9.1771 in Dillingen öffentlich gevierteilt.



Johannes Bückler, alias Schinderhannes. Räuberhauptmann. Im Herbst 1779 in Miehlen im Taunus geboren. Am 21.11.1803 starb er unter der Guillotine in Mainz.



Girtl Jennerwein, alias Wildschütz Jennerwein. 1848 in Hais bei Holzkirchen geboren. Am 6.11.1877 durch einen (ungeklärten) Schuss in den Rücken getötet.



Mathias Kneißl, alias Räuber Kneißl, geboren in Unterweikertshofen am 4.8.1875. Mit der Guillotine hingerichtet am 21.2.1902 in Augsburg.

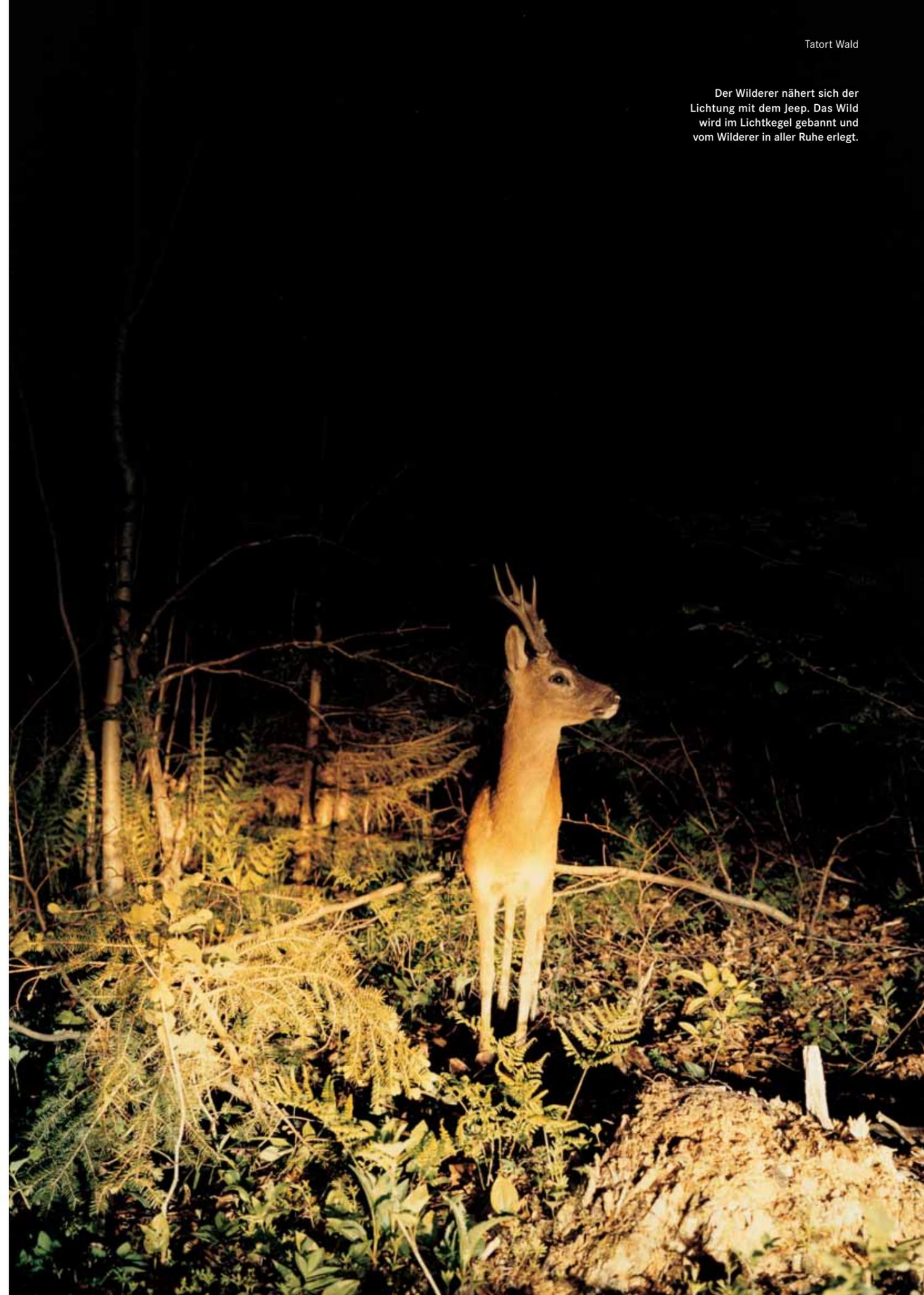
war ein ordentlicher Krimineller, ein „Lumpenhund, ein Galgenstrick, der Schrecken jedes Mannes, und auch der Weiber Stück...“. 1803 endet das Leben des Schinderhannes unter der Guillotine der napoleonischen Besatzer.

Die historischen Räuberfiguren bayerischer Herkunft waren weniger auf das Ausnehmen von reichen Zeitgenossen spezialisiert, als auf das Zerlegen von Wild, das ihnen nicht gehörte. Der Matthias Klostermayr, alias Bayerischer Hiasl, war beispielsweise im Hauptberuf Wilderer und übte seine Gewalttaten zuzugewandt nebenberuflich als Anführer einer „gerechte Räuberbande“ aus. Auch er mit Sozialprogramm. Erpresste Steuergelder verteilte er unter der Bevölkerung – eine unschlagbare Form des Populismus! Es heißt, dass Schiller den Bayerischen Hiasl als Vorbild für seinen Karl Moor genommen hat. In Dillingen an der Donau hat man ihn dann, nicht eben zartfühlend, 1771 gevierteilt. Den Matthias Klostermayr, nicht den Schiller.

In der Tradition des Hiasl steht dann gut hundert Jahre später Mathias Kneißl, der an einem Montag des Jahres 1901 sein Todesurteil erfuhr und cool genug war, das mit den Worten „Di Woch' fängt fei guat an!“ zu kommentieren. Auf mysteriöse, bis heute ungeklärte Weise verabschiedete sich der Girtl Jennerwein, als Wildschütz Jennerwein bekannt durch Theater und Film. Der Schuss, der ihn in den Rücken traf, löst heute noch ähnliche Debatten aus wie der ominöse Schuss durch den ominösen Mantel des bayerischen Königs der Könige, Ludwig II. Aber das ist eine andere Geschichte.

Die Moral von der Geschichte' der Hiasl, Kneißl und Jennerwein ist denn auch eine durchaus zwiespältige. Die revolutionäre Ehre, die den bayerischen Outlaws vom Volksmund zuerkannt wurde, hat wohl sehr mit den erbärmlichen Lebensumständen der Landbevölkerung zu tun. Den Großkopferten das Wild und der Obrigkeit das Geld zu stehlen, wurde als ein sehr nachvollziehbarer, wenn nicht gar wünschenswerter Akt ausgleichender Gerechtigkeit gesehen und als tollkühne Aufsässigkeit gerühmt. Dass die Motive der Protagonisten nicht ganz so edel lagen, hat den Volksmund, seine Lieder und Moritaten bis heute nicht gekümmert. 🍄

Der Wilderer nähert sich der Lichtung mit dem Jeep. Das Wild wird im Lichtkegel gebannt und vom Wilderer in aller Ruhe erlegt.



Präzisionsarbeit: Restlichtverstärker oder Nachtsichtgerät, Zielfernrohr und Schalldämpfer. Sie gehören zur Standardausrüstung des modernen Wilderers. Risiken geht er kaum ein.

Von wegen edel: Wilderer heute von Bastian Obermayer

Vor gut zwei Jahren musste sich ein vermeintlicher Wilderer vor dem Traunsteiner Landgericht verantworten. Die Sachlage schien eindeutig, die Indizien erdrückend: Der Angeklagte wurde von einem Zeugen, einem Jäger, immer wieder am Waldrand gesehen, wo zum Tatzeitpunkt ein VW-Bus parkte, den vor allem der Angeklagte fuhr, von diesem Bus führten Fußspuren durch den Schnee zum Tatort. Dort fanden die Polizisten zwar nicht den Täter, aber doch dessen Gewehr, vergraben im Schnee und vor allem: eingewickelt in ein Hemd des Angeklagten. Das einzige, was zur Verurteilung noch fehlte, waren brauchbare Zeugenaussagen. Doch außer dem Zeugen, der den Angeklagten angezeigt hatte, wollte niemand vor Gericht aussagen. Obwohl der Angeklagte im Dorf bekannt war für seine illegalen Jagdausflüge. Entnervt sprach der Richter den Mann frei, und beschwerte sich anschließend, dass die Mithilfe der Bevölkerung bei Wilderei-Delikten „ähnlich gering wie bei einer Wirtshausschlägerei“ sei.

Die illegalen Jäger imponieren dem Volk bis heute – wie wir eingangs gelesen haben. Übrigens: Im November, zum Todestag des Wildschütz' Jennerwein, wird immer ein Geweih oder ein Gamsfell auf dessen Grab am Schliersee niedergelegt. Auch das unbekannterweise. In dieses romantisch verklärte Bild passen die modernen Wilderer jedoch längst nicht mehr. Die moralische Rechtfertigung – das ungerechte Verbot der Jagd für einfache Leute – zieht schon seit Jahrzehnten nicht mehr: Der Jagdschein ist mit etwa 2 000 Euro für Lehrgang und Prüfungsmaterialien nicht ganz billig, aber auch nicht unbezahlbar teuer. Jedenfalls ist die Jagd längst kein Privileg der Oberschicht mehr. Und das Argument der hungernden Bauern, vor deren Augen herzlose Jäger die fetten Rehe schossen, war schon im 18. Jahrhundert kein wirklich gutes, darauf verweisen schon länger Historiker und Kulturwissenschaftler wie Norbert Schindler. Bergbauern waren nicht wirklich reich, aber selbst in Zeiten größter Not mussten sie nicht hungern. Heutzutage spielt das Fleisch der gewilderten Tiere kaum mehr eine Rolle, immer öfter verfaut es sogar im Wald, weil die illegalen Schützen sich häufig nur für die Trophäen interessieren, also Geweih und Kopf. Von Roman-

Das Jennerwein-Lied

Ein stolzer Schütz in seinen schönsten Jahren,
er wurde weggeputzt von dieser Erd,
Man fand ihn erst am neunten Tage
bei Tegernsee am Peißenberg.

Auf den Bergen ist die Freiheit,
Auf den Bergen ist es schön,
Doch auf so eine schlechte Weise
Mußte Jennerwein zugrunde gehn!

Auf hartem Stein hat er sein Blut vergossen,
Am Bauche liegend fand man ihn,
Von hinten war er angeschossen,
Zersplittert war sein Unterkinn.

Und es war schrecklich anzusehen;
Als man ihm das Hemd zog aus,
Da dachte jeder bei sich selber:
Jäger, bleib mit'm Selbstmord z'Haus!

Du feiger Jäger, s' ist eine Schande,
Du erwirbst dir wohl kein Ehrenkreuz;
Er fiel mit dir nicht im offenen Kampfe,
Wie es der Schuß von hint' beweist.

Man bracht ihn dann noch auf den Wagen,
Bei finst'rer Nacht ging es noch fort,
Begleitet von seinen Kameraden,
Nach Schliersee, seinem Lieblingsort.

Von der Höh ging's langsam runter,
Denn der Weg war schlecht und weit;
Ein Jäger hat es gleich erfunden,
daß er sich hat selbst entleibt.

Und als man ihn dort in den Sarg wollt legen,
Und als man gsagt hat: Ist jetzt alles gut?
O nein! sprach einer von den Herren, o nein!
Auf seiner Brust, da klebt ja frisches Blut!

In Schliersee ruht er, wie ein jeder,
Bis an den großen jüngsten Tag,
Dann zeigt uns Jennerwein den Jäger,
Der ihn von hint' erschossen hat.

Zum Schlusse Dank noch den Vet'ranen,
Da ihr den Trauermarsch so schön gespielt,
Ihr Jäger, tut Euch nun ermahnen,
Daß keiner mehr von hinten zielt.

Am jüngsten Tag da putzt ein jeder
Ja sein Gewissen und sein Gewehr.
Und dann marschiern viel Förster und auch Jäger
Aufs hohe Gamsgebirg, zum Luzifer!

tik bleibt aber auch deswegen wenig übrig, weil die Technik Einzug gehalten hat in die Wilderei: Wo die Bauern sich früher mit Ruß im Gesicht und Gewehr auf der Schulter bei Nacht in die Berge schlichen, steuern die heutigen Wilderer oft genug ihren Jeep von Lichtung zu Lichtung, bis ein Reh oder Hirsch im Scheinwerferkegel auftaucht – das Tier bleibt erstarrt im Lichtkegel stehen und kann in aller Ruhe erlegt werden, aus dem geöffneten Fenster. Restlichtverstärker oder Nachtsichtgeräte sind keine Seltenheit, Zielfernrohr ist üblich, Schalldämpfer gehören zur Standardausrüstung des modernen Wilderers. Klar: Ein lauter Knall, der durch ein

Gebirgstal hallt, alarmiert den Jäger. Ein schallgedämpfter Schuss ist nur ein paar Meter weit hörbar, es macht leise ‚Plopp‘ – und das Reh fällt um. Wenn es denn perfekt getroffen wurde. Genau das ist nämlich das Problem: Kugeln größeren Kalibers mit hoher Energie, die Jäger schon allein aus Tierschutzgründen verwenden, töten zuverlässig, können jedoch nicht so gut gedämpft werden. Die kleinen, schwachen Kaliber hingegen, mit denen Wilderer deswegen schießen, müssen schon ganz genau im Ziel landen, in der Lunge zum Beispiel, damit das Tier auf der Stelle tot ist. Werden Reh oder Hirsch nur angeschossen, flüchten sie panisch ins Unterholz, wo sie verbluten. Oder sie humpeln für immer mit verkrüppelten Beinen durch den Wald. „Wir haben schon Hirsche gefunden, die verhungert sind, weil Wilderer ihnen mit ihren kleinen Kugeln den Unterkiefer zertrümmert haben“, erzählt Dieter Stiefel, Wildererexperte des Bayerischen Kriminalamts.

Aber nicht nur gegenüber Tieren verhalten die gesetzlosen Jäger sich rücksichtslos. Wenn Jäger oder Jagdpächter Wilderer melden, müssen sie mit Racheakten aller Art rechnen. Sätze wie „ein Haus ist schnell angezündet“ fallen öfter, wenn Leute gefragt werden, warum sie sich gegen Wilderei nicht wirklich wehren. Im oben erwähnten Fall wurden dem Jäger, der den vermeintlichen Wilderer angezeigt hatte, zwei Jagdstände zerstört und der Fischweiher trocken gelegt, zweimal. Der Schaden: 5 000 Euro.

Letztlich sind auch die Familien der Wilderer betroffen. Vor einiger Zeit schrieb die Frau eines ehemaligen Wilderers unter dem Pseudonym Hella Huber ein Buch: „Jennerweins Erben – Die Frau des Wilderers“. Darin schildert sie, wie ihre drei Kinder und sie selbst darunter litten, dass der Familienvater seinen Drang zur Wilderei nicht in den Griff bekam. Zweimal musste er für jeweils etwa ein Jahr ins Gefängnis, zweimal stand sie alleine da mit den Sorgen um die Existenz. Ihrem Mann war das relativ gleichgültig: Er war im ganzen Umkreis bekannt als „König der Wilderer“. Und das war für ihn, was zählte. Noch heute ist sein ganzer Stolz in seinem Wohnzimmer zu sehen, dutzende Geweihe, Felle und ausgestopfte Tiere. Daneben: Ein kitschiges Gemälde, das den edlen Wildschütz Jennerwein zeigt, wie er mutig der verbotenen Jagd nachgeht. So, wie es früher einmal war. Vor langer Zeit. 🍄

DIE DEUTSCHE EICHE

Eichen finden sich in großer Vielfalt in Nordamerika. Sie gedeihen in Mexiko, auf den Karibischen Inseln, in Eurasien und in Nordafrika. Sie sind stark verbreitet in Portugal und es gibt sie auch in Deutschland. So weit die Fakten.

Das Eichenblatt ist wie alle anderen Blätter, Farne und Moose ein Wunderwerk der Natur. Aber durch seine charakteristische Form ein ganz besonderes, unverwechselbares.





haben dürfte. Mit der Gründung des deutschen Reiches 1871 und dem damals neuen Gefühl nationaler Einheit war es unausweichlich, dass der Baum noch dichter heran rückte an das deutsche Herz. Auf Ehrenmalen, Kränzen, Orden und Wappen wird Eichenlaub seither als Schmuck genauso verwendet wie als Prägung früher auf den Pfennig-Münzen und heute auf den Ein-, Zwei- und Fünf-Cent-Stücken.

Zweitens war es nicht schwierig zu bemerken, wie nahrhaft die Eicheln sind, und der Mensch begann, sein Vieh in die Wälder zu treiben. So gewann die Eiche auch noch als Mastbaum Bedeutung. Seit der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter entstanden so lichte Hutewälder mit wenig Unterwuchs und mächtigen Bäumen, auch das trug zu der Vorstellung bei, ein deutscher Wald müsste aus Eichen bestehen. Diese einst künstlich angelegten Waldweiden stehen heute meist unter Naturschutz. Und wo die Eiche nicht geschützt wird, wird sie nach vielen Jahrzehnten fortwährender Pflege gefällt, bei aller Verehrung, um als wertvoller Rohstoff für Schreiner und Zimmerer zu dienen.

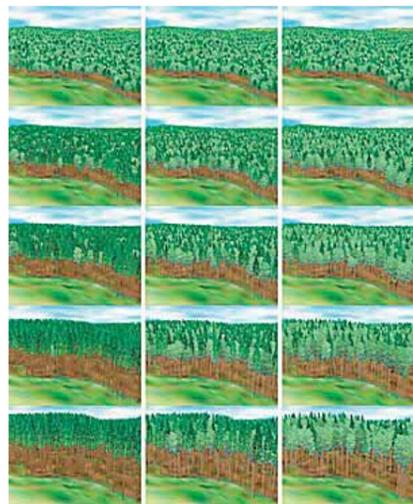
Wie es mit der Eiche in Deutschland weiter gehen wird, ist schwierig vorherzusagen, solange noch nicht klar ist, wie stark der Klimawandel ausfallen wird und welche Folgen das nach sich zieht. Das Computerprogramm SILVA, das seit Anfang der 1990er Jahre am Lehrstuhl für Waldwachstumskunde der Technischen Universität München fortentwickelt wird, hilft den Forsteinrichtern der Bayerischen Staatsforsten beim Blick in die Zukunft. Dieser Waldwachstumssimulator wird mit biologischen und geografischen Informationen gefüttert und ist dann in der Lage, den Bewuchs einer Fläche zu kalkulieren. An ihm prüfen die Forsteinrichter, was passiert, wenn sich die Durchschnittstemperaturen um ein paar Grad erhöhen und sich die Niederschlagsverteilung ändert.

Doch weil die Folgen des Klimawandels unklar sind, kommen die Simulationen zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Deshalb heißt es, auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. Und auch die Eiche hat in den verschiedenen Modellen ihren Platz. In Bayern soll nach Planung der Staatsforsten ihr Anteil von derzeit fünf in den nächsten 50 Jahren auf acht Prozent steigen. 🌿

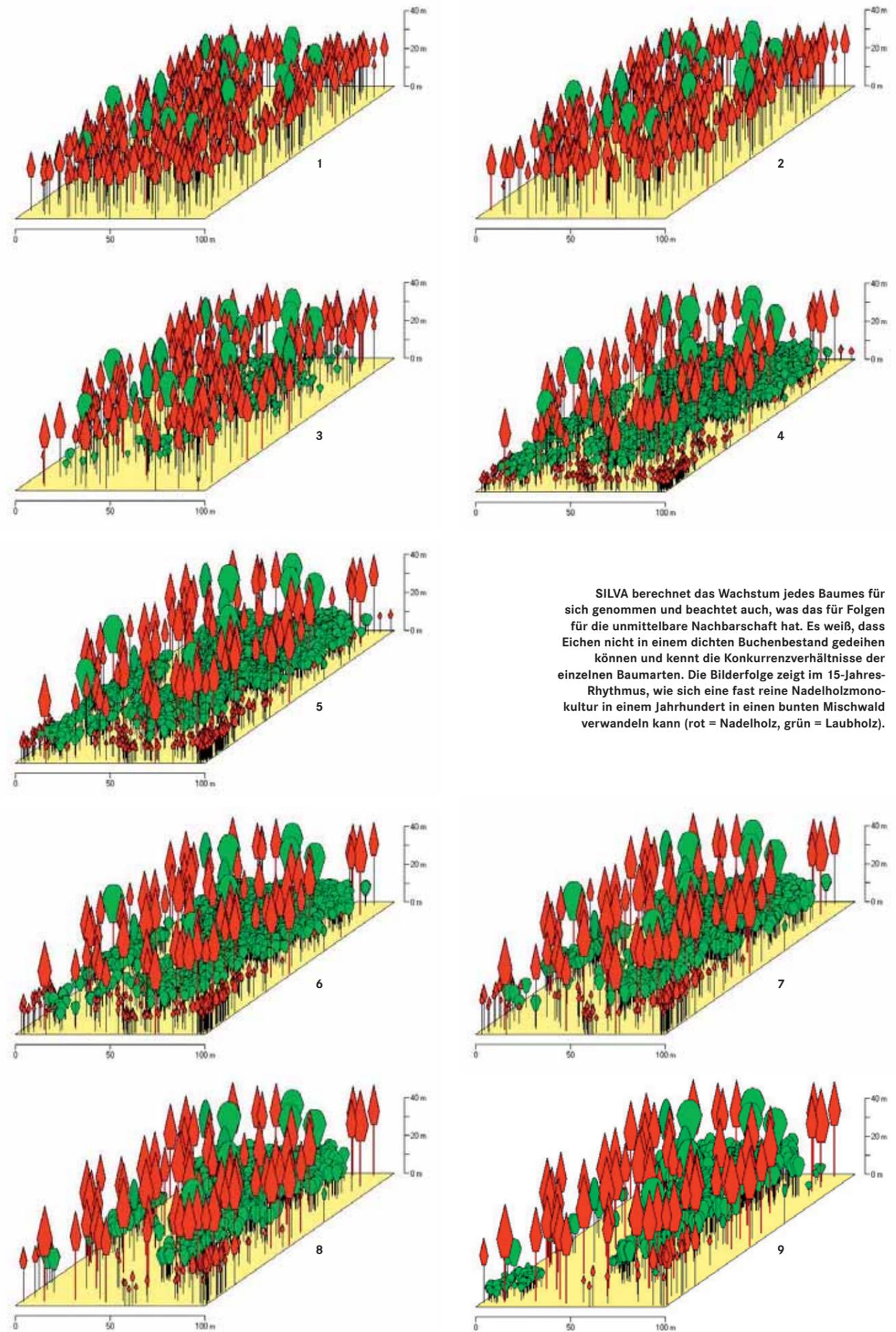
Modell mit Zukunft von Hanno Charisius

Die überraschende Nachricht gleich am Anfang: Die vermeintlich starke deutsche Eiche bedarf unserer tatkräftigen Hilfe. Dies hat weniger mit Klimawandel oder Schadstoffen zu tun, als vielmehr mit nachbarschaftlicher Konkurrenz: Die Buche ist vielfach deutlich konkurrenzkräftiger als die Eiche und setzt sich deshalb in vielen Wäldern durch. Die Buche wäre also der deutsche Baum schlechthin, die Fichte einmal beiseite gelassen, die ist ja ein Nadelbaum und dessen Blätter lassen sich wahrlich kaum zu Ordensschmuck auswerten und machen sich auch auf dem Wappenschild nicht so gut wie gebuchtetes Eichenlaub.

Wie genau es die Eiche geschafft hat, trotzdem tief im deutschen Unterbewusstsein zu wurzeln, lässt sich wohl am besten durch zwei Eigenschaften der Eiche beschreiben. Erstens: Ihre Symbolkraft. Bereits die alten Germanen ahnten den Göttersitz in den gewaltigen Kronen alter Eichen. Später, besonders seit der Romantik, steht die Eiche auch symbolhaft für Treue, wozu die Lyrik Friedrich Gottlieb Klopstocks maßgeblich beigetragen



Die Computersoftware SILVA lässt digitale Wälder auf dem Bildschirm wachsen. Die Forsteinrichter benutzen das Programm, um einen Blick in die Zukunft des Waldes zu werfen. Dazu füttern sie es mit geologischen und biologischen Daten und Informationen über das Klima – dann muss es oft tagelang rechnen.



SILVA berechnet das Wachstum jedes Baumes für sich genommen und beachtet auch, was das für Folgen für die unmittelbare Nachbarschaft hat. Es weiß, dass Eichen nicht in einem dichten Buchenbestand gedeihen können und kennt die Konkurrenzverhältnisse der einzelnen Baumarten. Die Bilderfolge zeigt im 15-Jahres-Rhythmus, wie sich eine fast reine Nadelholzmonokultur in einem Jahrhundert in einen bunten Mischwald verwandeln kann (rot = Nadelholz, grün = Laubholz).

„Mit der Buche sind wir für die nächsten 100 Jahre gerüstet.“

Interview: Hanno Charisius

Die Waldbauexperten Walter Faltl und Markus Neufanger erklären, wie der Wald in Bayern in Zukunft aussehen wird.

Wie würde der Wald in Bayern aussehen, wenn niemals ein Mensch ihn betreten hätte?

Markus Neufanger: Es gibt Karten, auf denen ist eingezeichnet, wie man sich die natürliche Bestockung vorstellen könnte. Im Nationalpark Bayerischer Wald sehen wir zum Beispiel Buche, Tanne und Fichte.

Woher wissen Sie das?

Neufanger: Ganz verschiedene Daten wurden da zusammengetragen: Pollenanalysen, standörtliche Gegebenheiten, das Klima vor Ort, historische Betrachtungen. Da wir wissen, welche Baumart welche Ansprüche hat, lassen sich solche Karten erstellen. Das sieht man ja auch an den Wuchsverhältnissen, welche Baumart wo am besten wächst.

Walter Faltl: Das ist letztendlich die gesammelte Erkenntnis der Wissenschaft nach derzeitigem Stand. Relativ sicher sind wir uns, dass die Wälder in Bayern zu rund zwei Dritteln von Buchen dominiert wären. In den höheren Lagen der Berge und der Mittelgebirge würden die Fichte und die Lärche noch eine Rolle spielen.

Und wo stehen überwiegend Eichen?

Faltl: Die Eiche ist bei uns relativ stark begrenzt, sie findet nur an wenigen Standorten geeignete Bedingungen, zum Beispiel auf tonigen und sandigen Böden in Mittel- und Unterfranken.

Gibt es Standorte in Deutschland, wo es mehr Eichen gibt?

Neufanger: In Norddeutschland gibt es einige Flecken, da könnte die Eiche regional dominieren. Aber da streiten sich die Experten, ob sich nicht dort auch die Buche durchsetzen würde. Jüngste Untersuchungen zeigen eigentlich, dass sich die Buche in Deutschland durchsetzen würde.

Wenn jetzt der Mensch auf einmal aufhören würde, den Wald zu bewirtschaften, dann würde der sich in seinen Urzustand zurückverwandeln?

Faltl: Das ist die Theorie, ja. Deshalb bezeichnen wir das, was diese Karten zeigen, auch als „potenzielle natürliche Vegetation“ oder kurz PNV. Aber das ist ein sehr dynamisches Forschungsgebiet. Noch bis vor zehn Jahren sind wir zum Beispiel davon ausgegangen, dass es viel mehr Eichen geben müsste, wenn der Mensch nicht



eingegriffen hätte. Im Ebersberger Forst bei München etwa haben wir einige alte Eichen und waren der Meinung, dass Buchen dort wegen der späten Fröste keine Chance hätten. Aber durch Forschungsergebnisse ist man im Jahr 2001 zu neuen Erkenntnissen gekommen, so dass wir davon ausgehen, dass auch in dieser Region die Buche dominieren würde.

Neufanger: Die Buche hat den Vorteil, dass sie mit wenig Licht auskommt. Dementsprechend stark ist die Konkurrenz gegenüber anderen Baumarten, sie setzt sich immer wieder durch.

Im Vergleich zu diesem natürlichen Bewuchs: Wie sieht denn die Realität heute aus? Haben Sie da auch eine Karte?

Neufanger: Nein, eine Karte haben wir nicht, aber umfangreiche Daten aus der Inventur. Dabei erfassen wir, was wo auf den Flächen der Staatsforsten wächst. Diese Daten erheben wir alle zehn Jahre. So wissen wir, wie es an jedem einzelnen Standort gerade aussieht.

Wie groß ist der Unterschied zwischen theoretischer Naturlandschaft und der tatsächlich existierenden Kulturlandschaft?

Faltl: Dazu muss man erst einmal sagen, dass der Wald in Deutschland seit Jahrhunderten bewirtschaftet wird und es nur noch winzige Flecken gibt, die man vielleicht als Urwald bezeichnen könnte. Der Wald, wie wir ihn kennen, und auch die Vorstellung, dass ein deutscher Wald aus Eichen zu bestehen habe, ist das Ergebnis

einer Waldwirtschaft über Generationen hinweg. Und wir können den Wald auch zukünftig nicht sich selbst überlassen. Der Mensch hat vielfältige Ansprüche an den Wald. Diese Ansprüche kann der Wald nur durch gezielte Bewirtschaftung erfüllen. Also versuchen wir laufend herauszufinden, welche Bedürfnisse die Gesellschaft an den Wald der Zukunft haben wird.

Neufanger: Zurzeit ist die Diskrepanz zwischen der tatsächlichen Bestockung und der PNV je nach Region sehr unterschiedlich groß. In der Hochgebirgsregion liegen beide nah beieinander, da deckt es sich fast. Auch in den Hochlagen der Mittelgebirge und in den Auenlandschaften sind die Unterschiede nicht sehr groß. Momentan bestehen die Wälder der Staatsforsten nur zu 16 Prozent aus Buchen. Laut PNV müsste es aber deutlich mehr als die Hälfte sein. Da sehen Sie, wie viel Arbeit noch zu tun ist.

Und wo gehen Ist- und Soll-Zustand am weitesten auseinander?

Neufanger: Zum Beispiel in den jetzt vom Nadelholz dominierten Bereichen im Flachland um München herum. Da wären von Natur aus Buchenwälder zu erwarten. Jetzt haben wir dort überwiegend Fichte, wie auch in vielen anderen Teilen Bayerns. Grund dafür sind die umfangreichen Pflanzungen, die vor allem nach den beiden Weltkriegen angelegt wurden, weil Fichten mit ihrem schnellen Wuchs als ideal galten für die Aufforstung von Wäldern. Ein waldbaulicher Fehler, wie sich bald gezeigt hat. Natürlich kann man diese



linkes Bild: Walter Faltl, Bereichsleiter Waldbau, Naturschutz, Jagd und Fischerei

rechtes Bild: Markus Neufanger, Teilbereichsleiter Forsteinrichtung, München

reinen Fichtenwälder nicht von heute auf morgen umbauen in Buchenwälder. Das ist nicht nur nicht zu schaffen, das wäre auch unsinnig.

Warum?

Faltl: Erstens, weil ein solcher Totalumbau nicht mit den langfristigen, kleinflächigen Verjüngungsverfahren des naturnahen Waldbaus vereinbar ist. Zweitens, weil in Folge der dann notwendigen stärkeren Eingriffe in den Ausgangsbestand bayernweit der Hiebsatz deutlich steigen würde, was wir nicht wollen. Drittens würden diese stärkeren Eingriffe auch das Risiko von Sturm- oder Borkenkäferschäden deutlich erhöhen. Und viertens sind auch Buchenreinbestände nicht das Maß aller Dinge. Gemischte Bestände mit vielen standorthemischen Baumarten sind oft besser geeignet, die vielfältigen Schutzfunktionen und Anforderungen vor Ort zu erfüllen.

Wer entwickelt den Plan für den Umbau des Waldes?

Neufanger: Das ist die Aufgabe von uns Forsteinrichtern. Durch die Inventur haben wir die Daten über den Ist-Zustand und auf dieser Basis schreiben wir die Pläne für jeden Forstbetrieb, die dann als Zehnjahresplan in Kraft gesetzt werden.

Pflanzen Sie nach Gutdünken Bäume oder gibt es spezielle Planungsinstrumente?

Neufanger: Wir haben dafür verschiedene Werkzeuge. Eines ist das Computerprogramm „SILVA“,

eine Art Waldsimulation. Wir können die Software mit verschiedenen Eingangsdaten wie der aktuellen Bestockung, der Bodenart und den Klimadaten füttern und dann berechnet sie ein sehr präzises Modell. Es ermöglicht uns, in die Zukunft zu schauen. Die Inventur gestattet uns ja nur einen Blick vom Jetzt zurück in die Vergangenheit.

Decken sich die Pläne der Staatsforsten überall mit der errechneten „potenziellen natürlichen Vegetation“?

Faltl: Wir versuchen, wo wir können, schrittweise in Richtung dieser natürlichen Waldgesellschaften zu gehen. Aber nicht eins zu eins an jedem Ort, weil wir natürlich auch den ökonomischen Ansprüchen gerecht werden müssen. Nadelholz wie die Fichte ist naturgemäß zuwuchskräftiger und damit ertragreicher.

Neufanger: Und wir müssen beim Umbau auch den drohenden Klimawandel berücksichtigen. Das ganze System ändert sich, wenn sich jetzt Temperatur, Niederschläge und Wind verändern. Darauf müssen wir auch den Wald vorbereiten. Nur ist zurzeit schwer zu prognostizieren, in welche Richtung die Veränderungen gehen werden. Sicher ist, dass die Fichte an vielen Standorten Probleme hat. Dort müssen wir schleunigst handeln und sie durch andere Baumarten ersetzen.

Welche werden das sein?

Faltl: Im Wesentlichen die Buche, weil sie zeigt, dass die Buche von Natur aus einen Schwerpunkt in Mitteleuropa hat und sie mit vielen unterschiedlichen Bedingungen bestens zurecht kommt. Wir bringen etwa fünf bis sechs Millionen Buchenpflanzen pro Jahr ein, dies sind über die Hälfte aller gepflanzten Bäume.

Übersteht denn die Buche den Klimawandel in Bayern?

Neufanger: So weit wir heute wissen: ja. Es gibt verschiedene Szenarien. Wenn man annimmt, dass die Temperaturen um durchschnittlich zwei Grad Celsius steigen, dann würde die Buche das gut mitmachen und wir wären mit ihr für die nächsten 100 Jahre gerüstet. Aber wir wissen nicht, wie stark der Klimawandel schließlich ausfallen wird. Wenn es diese zwei Grad sind, dann funktioniert es mit der Buche gut und wir würden uns dann sehr dicht an den natürlichen Waldgesellschaften orientieren.

Faltl: Unser Ziel muss es sein, stabile Wälder zu schaffen und das gelingt nur mit einer guten Mischung. Wenn uns dann eine Baumart ausfällt, so wie es gerade bei der Fichte auf großer Fläche droht, dann haben wir noch immer die anderen, um damit arbeiten zu können. Wir und die nachfolgenden Generationen. 🌱

AUSSENWALD UND INNENWELT

Was hat die Photosynthese mit den Waldmärchen zu tun? Weshalb sind die Wipfel der Bäume auch die Gipfel der Erkenntnis? Und wieso entsteht aus dem Untergrund des Waldes das Unbewusste? Der Wald ist die spiegelverkehrte Seite der Seele, meint Dr. Pia Mayer-Gampe und lässt uns sehr nachdenklich werden.



von Dr. Pia Mayer-Gampe

Das Leben spielt verrückt. Sie brauchen Abstand. Sie fahren – irgendwohin. An einer Abzweigung ein Wegweiser: „Märchenwald“. Sie erinnern sich dunkel an einen Ausflug als kleines Kind: Man musste Eintritt zahlen und dann waren da große Puppen von Hexen und Rehleinen und Zwergen und Tonbandstimmen, die auf Knopfdruck ertönten und Märchen erzählten. Dahin wollen Sie jetzt sicher nicht. Schließlich finden Sie einen einsamen Parkplatz am Waldrand. Nur kurz laufen Sie auf einer Forststraße, bis Sie an einen Bestand mit mächtigen alten Bäumen kommen. Da hinein suchen Sie sich einen Pfad, das Gelände wird unübersichtlich, von Rinnsalen durchzogen, Sie drehen sich um, um sich den Rückweg einzuprägen. Hänsel hatte kleine weiße Steine, um den Weg zu markieren, kommt Ihnen plötzlich in den Sinn. Auch er lief in den Wald, wie so viele Märchenhelden,

auf der Suche nach einer Lösung, einer Erlösung, hinein in den Raum ohne Weg, dorthin, wo man die Orientierung verliert – um eine neue zu finden. Sie finden ein moosiges Plätzchen, auf das die Sonne scheint, und lassen sich nieder. Es ist ein warmer Herbsttag und lautlos fallen goldene Blätter zum Waldboden. Von fern hören Sie eine Kirchturmuhren schlagen, eine Erinnerung an Termine und Pflichten. Die sind draußen. Mögen im Cockpit einer Holzrntemaschine auch die Digitaluhren leuchten – der Wald selbst kennt keine Uhrzeit, nur die Rhythmen des Lebens. Die Blätter segeln nach ihren eigenen Gesetzen. Sie lösen Ihre Armbanduhr vom Handgelenk und stecken sie in die Gesäßtasche. Schneewittchen schläft im Glassarg, Hänsel sitzt im Käfig, die Hexe hat den Prinzen zu Stein verwandelt.

Spinnfäden fliegen in der Luft, ein Käfer krabbelte durchs Laub. Sie schließen die Augen halb

und stellen sich die Wesen vor, die im Märchen im Wald unterwegs sind: Hirsch und Reh, Wolf und Fuchs, Riese und Zwerg, Hexe und Räuber. Es heißt, der Wald sei das Symbol des Unbewussten, all der Instinkte und Emotionen, die ungezähmt und selten sichtbar im Halbdunkel wandern. Ein Sonnenstrahl streift Ihr Gesicht, Sie öffnen die Augen weit und sehen in den Wipfeln das Licht in den Blättern spielen. Fast scheint es plötzlich, als säße dort eine Taube und schaute Sie an mit schief gelegtem Kopf. Vielleicht sind Sie auch eingeschlafen und träumen, aber es ist, als ob die Taube Ihnen etwas klarmacht:

Die Wipfel sind der Bereich des Verstandes, des Lichts, wo die Vögel als Sinnbilder des Geistes wohnen. In einer ganzen Reihe von Märchen klettern die Helden in die Wipfel, um sich vor den Tieren in Sicherheit zu bringen und sich einen Überblick zu verschaffen. Sie



Und es gibt ihn doch, den wahren Märchenwald. Im „Märchenwald im Isartal“, einem Freizeitpark in Wolfratshausen, in der Nähe des Starnberger Sees. „Rotkäppchen und der Wolf“ und die übrigen Bilder sind dort entstanden.



sehen ein Licht in der Ferne, merken sich die Richtung und laufen in der Dunkelheit darauf zu. So, wie der Hahn in die Wipfel flog und den anderen Bremer Stadtmusikanten nachts den Weg zum Räuberhaus wies. Es ist auch ein Vogel, der Hänsel und Gretel den Weg zum Hexenhaus zeigt, als sie schon am Verhungern sind. Dort oben in den Wipfeln des Geistes kann man die Zukunft entwerfen. Im Stammraum versinnbildlichen sich die Emotionen, die Kräfte, die Bewegung verursachen, die Energien, die unterwegs und wirksam sind, der Wolf als Gier, der Fuchs als instinktive Intuition, die Hexe als Blockade der Kraft, hier ist ganz Gegenwart. Im Wurzelraum sind Fels und Wasser, die Höhlen der Zwerge und die Brunnen. Hier in dieser Unterwelt finden sich die alten Schätze, die drei goldenen Haare des Teufels, das Wissen um die Zusammenhänge, die früher wirksam waren. Hier ist das Reich der Materie, das Archiv der Prozesse, so wie sie sich Jahrring um Jahrring, Laubschicht um Laubschicht ablagern, der Ort der Vergangenheit.

Sie sitzen still und fühlen die Stille wie die Unhörbarkeit eines Flusses, an dessen Rauschen man sich vollkommen gewöhnt hat. Die Blätter und Nadeln binden Licht in Materie, sie fallen und werden Erde, es ist die Bewegung der Verkörperung. „Verwünschung“, scheint ein kleiner Fuchs zu sagen, der zwischen den Stämmen auftaucht. „Im Märchen heißt das Verwünschung. Der Wald bildet mit Licht seine abertausend körperlichen Gestalten, schließt

die Energie in feste Formen ein. Hänsel ist eingesperrt. Und wenn der Mensch die Gestalten wahrnimmt und zurück übersetzt in die energetischen Muster der Nervenbahnen, in geistige Figuren, dann erlöst er die Gestalten. Die Hexe wird zu Feuer. Die Erlösung ist die Wahrnehmung, die Erkenntnis. Und dann wieder wünscht sich der Mensch etwas, ein Haus vielleicht, und baut es, und formt die geistige Gestalt in die Materie ein nach seinem Wunsch, verwünscht wieder. So ist der Wald das spiegelverkehrte Bild der Seele: Beide entstehen im Austausch zwischen Himmel und Erde, Geist und Materie: Der Dschungel der Seele nimmt wahr, erzeugt geistige Gestalten, Erkenntnis der Welt, während umgekehrt der Wald wie die Netzhaut des Planeten auf den Himmel gerichtet ist und Gestalten verkörpert. „Na, na“, sagen Sie dann. „Das hört sich aber reichlich esoterisch an.“

Der Fuchs scheint spöttisch zu lächeln und fegt mit dem Schwanz kurz hin und her. „Wussten Sie, dass jener Stoff, der in unserer Netzhaut die Lichtempfindlichkeit und damit die Wahrnehmungsfähigkeit bewirkt, identisch ist mit dem, der bei der Photosynthese Photonen einfängt...“

„Das soll mit Photosynthese zusammenhängen? Die Waldmärchen erzählen von Photosynthese?“ Der Fuchs grinst Sie fröhlich an. Himmel und Erde, Licht und Wasser, die Verbindung davon, was sonst ist Photosynthese? Kohlen-

dioxid plus Wasser durch Licht geht über in Zucker plus Sauerstoff... Gretel schleppt Wasser, im Backofen ist das Feuer, das Haus ist aus Zucker...

Die Märchenerzähler des 18. Jahrhunderts konnten doch so etwas nicht wissen! „Sie mussten es nicht wissen.“ Der Fuchs legt sich elegant den Schwanz um die Pfoten. „Sie mussten es nicht wissen, sie sind selbst das Wissen. Umwelt und Lebewesen sind aneinander entstanden, von der ersten Zelle an, die aus der Ursuppe gekrabbelt ist. Millionen Wesen verwünschen und erlösen sich ständig gegenseitig. Die Lebewesen formen die Umwelt nach ihren inneren Bedingungen und die Umwelt formt die Lebewesen. Eine ständige gemeinsame Evolution von Innen- und Außenwelten. Wie wollen Sie da je entscheiden, was Innen ist und was Außen? Was ist der reale Wald, den Sie hier sehen, anderes als ein geistiges Bild, den Ihr Körper davon macht?“

Was man esoterisch nennt, ist oft nur konsequente Erkenntnistheorie. Wo immer der Mensch dem Geist gestattet zu spielen, ohne pädagogische, politische oder sonstige Absichten, wenn man die Phantasie von der Leine lässt wie beim Erzählen von Märchen – wird der Geist sich selbst abbilden: Sein ewiges Spiel von Verwünschen und Erlösen in unendlichen Varianten, nicht nur im Märchen, auch in Filmen oder Computerspielen. Suchen Sie mal danach...“ Der Fuchs springt davon.



Sie aber bleiben im Wald zurück, genauer gesagt, in jenem Raum zwischen den Stämmen. Der Raum der Energie, der Emotion, der vollkommenen Gegenwart, wohin Sie sich aus ihren Problemen zurückgezogen hatten. Kein Weg, keine Uhrzeit und kein Gesetz.

Das Gesetz ist eine Sache der Gesellschaft, der Verstandes-Wipfel oder des Draußen. In der Amoral der Seele hat die finstere Hexe ebenso Platz wie der Engel, der im Wald Schneeweißchen und Rosenrot bewacht. Die Räuber im Wald sind nicht nur grausam, sondern auch mitleidig. Der Jäger erschießt Schneewittchen nicht, obgleich es der Befehl der Königin ist. Wenn das Gesetz pervers wird und sich gegen den Menschen wendet – dann geht Robin Hood in den Wald, zurück zu den Wurzeln aller Moral und Unmoral, um von dort aus die Erneuerung zu wagen...; Ob je wirklich soviel Räuber im Wald waren? Egal, das Märchen nutzte im Spiel der Phantasie die Versatzstücke der Wirklichkeit, die seinen Zwecken diene.

Da reißt Sie ein Krabbeln an der Gesäßtasche aus Ihren Überlegungen. Ein Zwerg versucht, an Ihre Geldbörse zu kommen. – He! „Ich wollte nur mal echtes Geld sehen“, sagt er zerknirscht. Haben die Zwerge denn keins, die Bergwerksbesitzer und Hüter der Schätze? „Nein, wir haben keins. Wir bewachen das Erz in der Tiefe und die Edelsteine. Im Wald selbst sind die Schätze der Natur, Holz und Beeren und Heilkräuter. Hänsel und Gretel schleppen nach

ihrem Sieg über die Hexe Perlen und Edelsteine aus dem Hexenhaus. Aber Sie werden in den ganzen Grimm'schen Märchen nie einen Goldschatz im Wald finden. Gold steht für Geist. Und das Geld ist etwas Abstraktes wie das Gesetz, ein Konstrukt der Gesellschaft. Die Sterntaler fallen aus den Wipfeln, dem Bereich des Verstandes – und das Geld löst sich im Wald auf, eine Beute der Räuber.“

Weil der Zwerg nett ist, ziehen Sie den Geldbeutel und holen einen Euro heraus. Der Zwerg bewundert ihn ausführlich, aber will ihn nicht geschenkt. Er könne hier im Wald nichts damit anfangen. Bäume wollen Wasser und Exkrement, die Hasen wollen Luft und junge Rinde, die Füchse wollen Hasen, keiner tauscht seine Werte mit Geld. Und die Förster, sie müssen das Holz mit gewaltigen Maschinen aus dem Wald hinausschleppen um es dort draußen zu Geld zu machen. Das Geld endet am Waldrand.

„Aber“, sagt er verschmitzt, „Sie könnten das Geld für mich verwünschen. Verwünschen kennen Sie ja schon, Verwünschen dauert etwas länger. Da muss was drüberwachsen. Wie über das Schloss von Dornröschen. Man macht etwas, man verwünscht etwas und dann darf der Prozess des Lebens nicht stecken bleiben, dann müssen andere Wesen das wieder verwenden können, erlösen und verwünschen. So machen es die Förster gerne. Die holen Holz, und die Lücken sollen so sein, dass der Wald

wieder von selber drüberwächst. Dann gibt es keine verwünschte Plantage sondern einen verwunschenen Wald. „Und wie soll das mit Geld gehen?“ Sie werfen es hoch, dann fällt es runter wie die Sterntaler. Laub und Wurzeln legen sich drüber, bis ich es in der Erde wieder finde. Dann gelten die Euros vielleicht schon lang nicht mehr, dann ist es ein alter Schatz aus der Vergangenheit und gehört mir!“ Der Zwerg hopst vor Begeisterung auf und ab während Sie den Euro hochschnippen, so dass er sich glitzernd im Sonnenlicht dreht. Dann fällt er und verschwindet im welken Laub. Da ist auch der Zwerg fort.

Und auch Sie gehen, suchen den Weg zurück. Und im Herzen tragen Sie etwas Neues: Unter all den komplizierten und verfahrenen Beziehungen sind dies die Grundlagen, auf denen alles baut: Licht und Wasser, Himmel und Erde und die ganzen Wunder dazwischen. Und irgendwann werden auch Ihre Sorgen verwunschen sein. Märchenwald ist überall. Umsonst. 🍄

Dr. Pia Mayer-Gampe, Forstwissenschaftlerin und freie Autorin, promovierte im Fach Forstpolitik und Forstgeschichte mit dem Thema „Das Symbol des Waldes in Märchen und Mythen“ (www.waelderundwege.de).

DER NISCHENSTRATEGIE

Das Sägewerk Waltenhofen verarbeitet nicht besonders viel Holz. Doch die Stämme bekommen dort einen besonderen Schnitt. So entsteht das Rohmaterial für Fenster, Möbel und Musikinstrumente.

von Hanno Charisius

Hans-Peter Fickler verkauft Holz ohne Fehler. Statt klassisch massenhaft Bauholz zu sägen, verkauft er hochwertige Hölzer, die er mit Unterstützung von Lasermessgeräten (rechts) auf einen halben Millimeter genau zuschneidet.



Fertige Möbelfriese, die später in hochwertigen Holzküchen zum Einsatz kommen, warten verpackt und gegen Feuchtigkeitsveränderungen geschützt auf den Abtransport. Über den kleinen Bildschirm (rechts) an der computer-gestützten Zuschnittanlage wird der Zuschnitt im Inneren der Säge überwacht.



Ahoi Kapitän, dürfen wir an Bord kommen? Hans-Peter Fickler schaut von seinem Schreibtisch auf und winkt den Besuchern, sie sollen über den Holzsteg laufen.

Von außen sieht der Bürotrakt des Säge- und Hobelwerks Waltenhofen mit seinen schrägen Fenstern aus wie die Brücke eines Hochseefrächters. Und tatsächlich steht das Haus über Wasser. 13 Meter tief im Moorboden gründen Pfeiler das Fundament des Holzbaus. Der Steg führt über einen schmalen Entwässerungsgraben zum Eingang, wo Käpt'n Fickler bereits wartet. „Ich wollte die Übersicht bewahren“, erklärt er die fürs Allgäuer Alpenvorland ungewöhnliche Architektur. Und tatsächlich kann er durch die Glasfronten die zwei Hektar seines Betriebs fast komplett überschauen.

Zwei Hektar sind nicht viel für ein Sägewerk. Bei anderen ist das allein die Rangierfläche für die LKW. Fickler verarbeitet zusammen mit seinen acht Mitarbeitern pro Jahr etwa 7 000 Festmeter Holz aus der Region, überwiegend Fichte. „Das machen die ganz große Sägereien an einem Tag“, sagt der studierte Wirtschaftsingenieur. Warum er sich trotzdem auf dem harten Markt des Holzzuschnitts halten kann, liegt an seinem besonderen Blick auf Bäume.

Seine Spezialität ist der so genannte Riftschnitt. Dabei wird der Stamm so aufgeschnitten, dass auf der Oberseite eines Brettes ausschließlich gerade Linien von den Jahresringen zu sehen sind. „Wir zerlegen denn Stamm so, dass die Jahresringe senkrecht stehen“, erklärt Fickler. Das sieht nicht nur sehr kostbar aus, „da verzieht sich auch nichts“,

und das Holz kann praktisch nicht reißen. Damit hat er eine Nische besetzt, die zu klein ist, um für die großen Sägereien interessant zu sein, aber genug abwirft, um sich selbst und seine acht Mitarbeiter zu versorgen. „Wir haben ein Sortiment, das vielleicht fünf weitere Sägewerke in Deutschland anbieten können.“

Im Sägewerk Waltenhofen wird jeder Stamm als Individuum betrachtet. Auf dem Lagerplatz werden sie vorsortiert, und dann hievt Waldemar Rettinger sie mit einem Kran auf den Entrinder. „Hier wird dem Stamm auch der Hintern weg gefräst“, brüllt Fickler gegen den Lärm der Maschinen. Rettinger schneidet dabei das breite Wurzelende weg, begradigt so den Stamm. Dann markiert er mit einer Sprühdose, wie der Säger ihn zerlegen soll.

Wenn Hans-Peter Fickler von „astreinem Holz“ spricht, dann ist das wörtlich zu nehmen. Das Ziel ist das fehlerfreie Brett, kein Astloch soll es verunzieren oder schwächen. Wie Metzger suchen er und seine Kollegen nach den Filetstücken. Und einige ihrer Werkzeuge sehen auch aus wie chirurgische Instrumente aus Edelstahl. Ein Laserstrahl vermisst jedes Stück Holz und der angeschlossene Computer schlägt dann die optimale Schnittführung vor. Auf einen halben Millimeter genau schneiden die Sägen die Hauptprodukte des Betriebs: Glasleisten, Fensterkanteln, Rahmen und Latten. Abschnitte, die nicht den höchsten Qualitätsanforderungen genügen, werden in sechs weitere Kategorien sortiert und für Kunden abgepackt, denen es nicht auf die größte Perfektion ankommt.



Der Schlot der Zuschnittmaschine dient zum Absaugen der Späne, die Laserelemente garantieren die Präzision der Schnittfugen. 13 Meter tief im Moorboden verankern Lärchenpfähle das Fundament des Bürogebäudes (rechts) aus Holz.

Neben der Länge kann der Kunde auch noch den Wassergehalt des Holzes bestimmen. In zwei beheizbaren Hallen trocknet Fickler die Rohware bis zur gewünschten Holzfeuchte. Naturgemäß sind Kunden pingelig, wenn sie hochpreisige Ware kaufen. Üblich ist, dass sie persönlich vorbeikommen, um die Ware abzunehmen. Nicht so in Waltenhofen. Dort werden die meisten Geschäfte am Telefon abgewickelt. „Unsere Kunden vertrauen unseren eigenen Qualitätskontrollen“, und darauf ist Fickler sichtlich stolz.

So präzise die Säger arbeiten müssen, so sorgfältig muss Fickler beim Einkauf vorgehen. Perfekte Bretter kann man nur in perfekten Stämmen finden. Also müssen diese möglichst astfrei sein, gerade gewachsen und dürfen keine Schäden aufweisen. Die inneren Werte eines

Baumes nur am äußeren Anschein zu erkennen, ist eine hohe Kunst. Wie er sie gelernt hat? Hans-Peter Fickler zieht sein Portemonnaie aus der Hosentasche und wirft es auf einen Holzstoß. „Fehlkäufe kommen dich teuer zu stehen, da lernt man schnell.“

Nach seinem Studium in Rosenheim kaufte Fickler 1978 den Betrieb, der damals noch ganz klassisch Bauholz gesägt hat. Sein Vater hatte bereits eine Sägerei, die heute von Ficklers Bruder betrieben wird. Innerhalb von 16 Jahren hat Fickler dann sein Sägewerk zu einem Spezialanbieter für „astreine Hölzer“ umgebaut und hofft darauf, in dieser Nische überleben zu können. Er profitiert davon, dass sich der Baumarkt in den letzten Jahren immer mehr zu einem Renovierungsmarkt entwickelt hat. Einen neuen Dachstuhl könnte er nicht liefern. Wohl aber das Material für neue Fenster oder Küchenmöbel.

Das Firmenmotto „Mit Holz leben“ hat Fickler im Jahr 2003 mit dem Büroneubau auf das Anschaulichste umgesetzt. Es ist komplett aus Holz gebaut. Über 500 Festmeter wurden zu 35 Zentimeter starken Massivholzmauern, an deren Entwicklung Fickler beteiligt war, mit speziellen Aluminiumstiften vernagelt. Der Bau hat es zu einiger Bekanntheit geschafft und so kommt es nicht selten vor, dass fremde Menschen auf den Hof fahren, das Gebäude inspizieren und Fotoapparate klicken lassen. Fickler schaut dann von seinem Schreibtisch auf und winkt den Besuchern wie ein Kapitän, der auf große Fahrt geht. 🌿

DAS UNTERNEHMEN

Säge- und Hobelwerk Waltenhofen, Allgäu

Gegründet 1978

9 Mitarbeiter

Aus dem klassischen Bauholzsägewerk entwickelte sich ein Spezialanbieter von hochwertigen Hölzern für den Innenausbau, Musikinstrumente und Möbel.

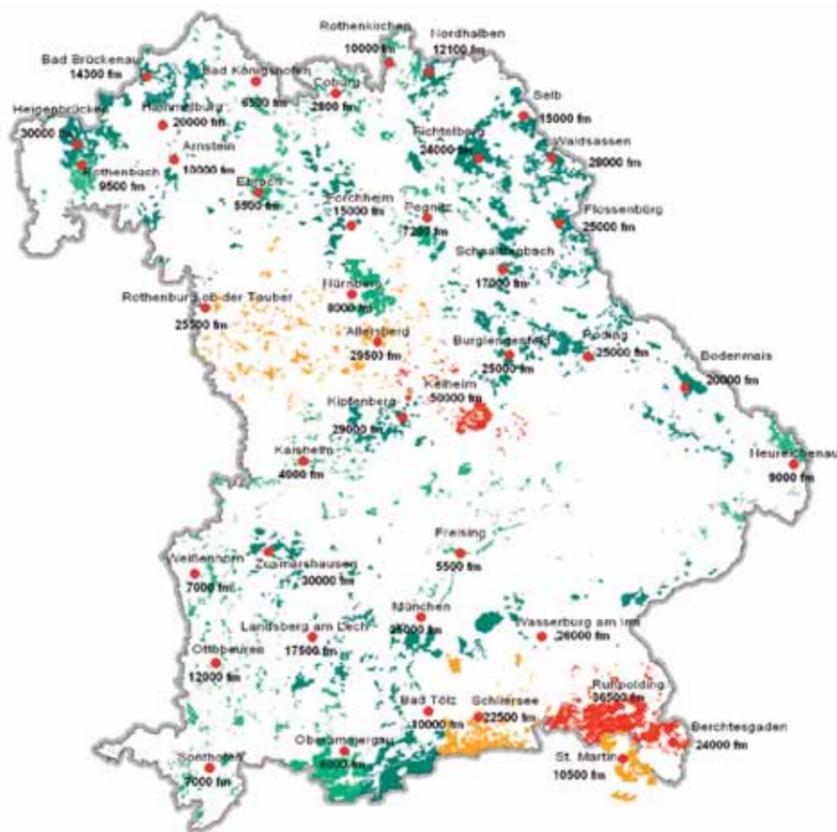
Internet: www.shwgbh.de

BAYERISCHE STAATSFORSTEN AKTUELL

EMMA VERURSACHT WENIGER SCHÄDEN ALS KYRILL

Orkan Emma vom 1./2. März verursachte weniger Waldschäden als befürchtet. In den staatlichen Wäldern sind rund 800 000 Kubikmeter Holz – verstreut über ganz Bayern – angefallen. Der Einschlag von frischen Fichten ist vorerst gestoppt.

Die „Emma-Mengen“ fließen im Rahmen bestehender Holzverträge überwiegend in die heimische Sägeindustrie ab. Die gesamte Holzentnahme aus dem bayerischen Staatswald im Geschäftsjahr 2008 bleibt trotz des Holzanfalls unter dem Gesamtzuwachs. „Wir sind mit einem hellblauen Auge davon gekommen. Die Nachhaltigkeit im bayerischen Staatswald bleibt gewahrt!“, so der Vorstandsvorsitzende der Bayerischen Staatsforsten, Dr. Rudolf Freidhager. Die liegenden Fichten werden zügig aufgearbeitet und aus dem Wald transportiert, um dem Borkenkäfer kein Brutraumangebot zu bieten. Trotz der aufzuarbeitenden Orkanshäden konnte an der geplanten Frühjahrs-Pflanzoffensive zur Begründung von stabilen Mischwäldern festgehalten werden. Im Vergleich zum Orkan Kyrill im Januar letzten Jahres war nach Emma lediglich ein Drittel der angefallenen Holzmenge zu verzeichnen.



ERFOLGREICHE PFLANZSAISON – INVESTITIONEN VON 16 MIO. EURO

Des einen Freud', des anderen Leid: Während die Menschen sich angesichts der verbreitet nasskalten Witterung in diesem Frühjahr in südliche Gefilde wünschten, füllten Schnee und Regen die Wasserspeicher der Waldböden und bildeten damit die Grundlage für eine erfolgreiche Pflanzsaison in den bayerischen Staatsforsten. Denn nichts ist gefährlicher für frisch gepflanzte Jungbäume als trockenes und warmes Wetter. Die Wurzeln trockenen schnell aus, wenn die Bodenfeuchtigkeit zu gering ist. Pflanzzeit ist deshalb immer in feuchten und kühlen Jahreszeiten, also im Herbst und Frühjahr. Im laufenden Geschäftsjahr werden über 2 800 Hektar (ein Hektar = 100 m x 100 m) zu einem Großteil mit Laubbäumen wie Buche, Ahorn, Esche, Kirsche und Eiche bepflanzt. Insgesamt kommen rund 13 Millionen Pflanzen in den Boden, davon rund zwei Millionen aus den beiden betriebseigenen Pflanzgartenstützpunkten. Die Bayerischen Staatsforsten investieren im laufenden Geschäftsjahr ca. 16 Millionen Euro in Pflanzmaßnahmen.

Gepflanzt wird vor allem dort, wo geeignete alte Laubbäume wie z.B. die Buche fehlen. Der aktive Waldbau ist beispielsweise in nicht standortgemäßen Nadelreinbeständen notwendig. Dort führen Laubholzpflanzungen mittelfristig zu stabilen, gemischten und artenreichen Waldbeständen, die besser an die Klimabedingungen von morgen angepasst sind. Bei der Begründung neuer Wälder im Bayerischen Staatswald spielt die Pflanzung aber nicht die Hauptrolle: Wo immer möglich setzen die Bayerischen Staatsforsten auf das optimale Verfahren der Naturverjüngung, also der natürlichen Ansamen junger Pflanzen unter dem Schirm alter Bäume. Naturverjüngung findet heute bereits auf rund 2/3 der Flächen statt – Tendenz steigend. Voraussetzung sind angepasste, das heißt reduzierte Schalenwildbestände. Die natürlich aufkommenden Jungpflanzen sind meist stabiler, besser verwurzelt und natürlich kostengünstiger als die gekauften und gepflanzten Jungbäume.



Das Bild zeigt den Forstwirt Kajetan Estner vom Forstbetrieb Schliersee, Bayerische Staatsforsten, bei der Ahornpflanzung

BAYERISCHE STAATSFORSTEN AKTUELL

START-PROGRAMM FÜR FORSTLICHE NACHWUCHSKRÄFTE BEGINNT

Zwei Absolventinnen und acht Absolventen der forstlichen Hochschulen haben sich beim Einstellungsverfahren mit Assessment-Center durchgesetzt und erhalten eine unbefristete Anstellung bei den Bayerischen Staatsforsten. In den kommenden Wochen beginnen die Nachwuchskräfte mit einem neu aufgestellten Einarbeitungsprogramm namens START-BaySF. In dem mehrmonatigen Programm durchlaufen die neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verschiedene Einarbeitungsmodulare an den Forstbetrieben, den Forstrevieren und der Zentrale in Regensburg, um die Be-

triebsabläufe im Unternehmen kennen zu lernen und persönliche Kontakte zu entwickeln. START-BaySF ist keine zusätzliche Ausbildungszeit: Durch das konkrete Bearbeiten von Projekten an verschiedenen Stellen im Unternehmen soll das überbetriebliche Denken gefördert werden. In einem begleitenden Seminarprogramm werden aktuelle unternehmensspezifische Kenntnisse vermittelt. Neben Betreuern, die die Nachwuchskräfte bei der Einarbeitung an ihren jeweiligen Arbeitsplätzen unterstützen, werden Mentoren bestellt, die die neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über einen längeren Zeitraum unterstützen und fördern sollen. Zum Programm-Ende

werden die neuen Kolleginnen und Kollegen feste Aufgabenbereiche im Unternehmen übernehmen. Laut Personalvorstand Karl Tschacha ist eine erfolgreiche Mitarbeiterintegration eine wichtige Größe für die nachhaltige Entwicklung bei den Bayerischen Staatsforsten. Mit dem neu entwickelten Programm sei man auf einem guten Weg. Die zehn Forstingenieure mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss haben sich gegen 260 Bewerberinnen und Bewerber aus ganz Deutschland durchgesetzt. Das Einarbeitungsprogramm START-BaySF wird künftig jährlich im Frühjahr durchgeführt.



SCHUTZ FÜR NATÜRLICHE WALDQUELLEN

Die Bayerischen Staatsforsten und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern e.V. – Verband für Arten und Biotopschutz – (LBV) starten ein gemeinsames Projekt zum Schutz von wertvollen Quellbereichen im Wald. Das Projekt legt seinen Schwerpunkt neben den Quellen als Trinkwasserspender auf die naturbelassenen Quellbereiche im Wald. „Wir haben es hier mit einer ganz speziellen Lebensgemeinschaft zu tun, die sich nirgends anders finden lässt“, erklärt der LBV-Landesvorsitzende Ludwig Sothmann. „Umso mehr ist der Erhalt dieser Bereiche wichtig“, so Sothmann weiter. Das Projekt wird von den Bayerischen Staatsforsten finanziert und von einem hauptamtlichen Wissenschaftler betreut. In den kommenden zwei Jahren werden die Waldquellen kartiert, deren Zustand erfasst und konkrete Pflegemaßnahmen abgeleitet. Ein Fortbildungsmodul für Försterinnen und Förster sorgt für die bayernweite Umsetzung. Die Bayerischen Staatsforsten setzen mit der Partnerschaft im Quellschutz auf eine fachliche Vernetzung, um ihrer ganzheitlichen Naturschutzverantwortung gerecht zu werden. „Quellen sind einzigartige Kleinode in

den Wäldern. Wir geben unseren Försterinnen und Förster Hilfsmittel an die Hand, die Biotope fachgerecht zu pflegen“, so Vorstand Reinhardt Neft. In einzelnen Fällen werden die Quellen durch das Entfernen von Rohren oder Fassungen renaturiert. Andere Waldquellen werden durch das Pflanzen von quelltypischen Baumarten in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzt. Bereits im letzten Jahr wurden Grundlagenerhebungen in drei Forstbetrieben der Bayerischen Staatsforsten (Rothenbuch im Spessart, Fichtelberg im Fichtelgebirge und Sonthofen im Allgäu) durchgeführt, die nun als Grundlage für die Umsetzung der Maßnahmen dienen.

Der LBV befasst sich seit 15 Jahren mit dem Schutz von Quellen und ist hier weit über die Grenzen Bayerns und Deutschlands als kompetenter Partner gefragt. „Wir sind froh, dass sich die Bayerischen Staatsforsten diesem wichtigen Thema der Biodiversitätssicherung mit uns gemeinsam annehmen wollen“, so Ludwig Sothmann. „Es besteht dringender Handlungsbedarf, wenn wir unsere letzten wertvollen Quelllebensräume nachhaltig sichern wollen. Ich bin mir sicher, dass wir mit diesem Vorhaben auf dem richtigen Weg sind“. In verschiedensten Quellformen leben eine Vielzahl von Tier- und Pflanzenarten, die sich in den letzten Jahrtausenden an diese feuchten Standorte angepasst haben. Wie langjährige Untersuchungen des LBV beweisen, sind außerhalb des Waldes in manchen Regionen bis zu 90 Prozent der ehemals vorhandenen Quellstandorte verloren. Sie wurden gefasst, verrohrt oder drainiert. Im Wald hingegen ist die Situation wesentlich besser, jedoch ist auch hier eine Reihe von Quellen beeinträchtigt.

SCHWARZWILDJAGD

Zum abgelaufenen Jagdjahr (April 2007 – März 2008) ziehen die Bayerischen Staatsforsten Bilanz zur Schwarzwildjagd in den bayerischen Staatswäldern. Insgesamt kamen rund 8 000 Wildschweine zur Strecke; 6 600 Stück davon erlegten private Jägerinnen und Jäger. Der Aufsichtsratsvorsitzende, Staatsminister Josef Miller, würdigte den Anstieg von über 95 Prozent im Vergleich zum Jagdjahr 2006/2007 als „beachtlichen Erfolg“. Die Bayerischen Staatsforsten hatten im Herbst 2007 eine Bejagungsoffensive in den vom Unternehmen bejagten Wäldern ausgerufen. 40 Prozent der Schwarzkittel erlegten die Jägerinnen und Jäger auf Bewegungsjagden. Diese wurden zum Teil revierübergreifend zusammen mit dem Jagdnachbarn organisiert. Auch im neuen Jagdjahr (Beginn April 2008) werde der Jagddruck auf diese Wildart aufrechterhalten, so Reinhardt Neft, für Jagd zuständiger Vorstand der Bayerischen Staatsforsten. Verschiedene Anzeichen wiesen bereits jetzt darauf hin, dass die Schwarzwildbestände auch in diesem Jahr weiter ansteigen. Die Gründe sind wie im letzten Jahr ein milder Winter und ein Überangebot an Bucheckern und Eicheln als Nahrungsgrundlage für das Wild in Teilen Bayerns.



ALLES GANZ EINFACH

Er ist ein ganz und gar außergewöhnlicher Schauspieler. Außergewöhnlich normal, außergewöhnlich unauffällig und außergewöhnlich bescheiden. Der Mann, der uns in einem wahrhaft märchenhaften Film verzaubert hat, erzählt uns, wie einfach das Leben sein kann, wenn man einen Wald vor der Tür hat: Elmar Wepper.

Herr Wepper, können Sie uns Ihr schönstes Walderlebnis erzählen?

Da denke ich krampfhaft nach, ob vor vierzig Jahren mal irgendwie was war auf einer Lichtung, einer Wiese, mit einer duftenden jungen Frau [lacht]. Ich weiß es nicht. Ich bin jetzt ganz pragmatisch und sage, für mich ist Wald jeden Tag, wenn ich hier zu Hause bin in Planegg. Ich gehe jeden Tag mit dem Hund im Wald spazieren. Ich fahre aus Planegg raus und schon nach zwei Minuten fangen große Wälder an. Diese Gegend hier ist wunderbar.

Was mögen Sie besonders an dem Wald, in dem Sie spazieren gehen?

Wir gehen oft zu dritt, das heißt meine Frau, unser Hund und ich. Dabei machen wir uns auch immer verbal bewusst, wie schön der Wald ist: „Schau, die Lichtung. Hey, schön! Guck mal da, die Sonnenstrahlen. Und dort fangen schon die ersten Blümler an zu blühen.“ Wir sind außerdem Schwammerlgeher. Letztes Jahr war ja ein Paradies. Ich habe bestimmt 40, 50 Pfund hier draußen gesammelt.

Haben Sie Kindheitserinnerungen an Wälder?

Ja, ich war immer schon als Kind im Wald. Da habe ich meine Schwammerl-Affinität her. Mein Onkel wohnte in Mering bei Augsburg. Bei dem war ich immer auf dem Land in den großen Ferien. Das war Mitte/Ende der Fünfziger Jahre. Ich bin immer mit meinem Onkel in der Früh, wenn es noch dunkel war, mit dem Fahrrad in den Wald raus gefahren. Da lagen wir dann im Moos und dort hat mir der Onkel Erich immer irgendwelche Geschichten erzählt. Gott hab ihn selig, er ist nicht mehr. Kindheit war Wald, war Schwammerl suchen.

Haben Sie eine schöne Kindheit gehabt?

Ja, absolut. Diese Ferien auf dem Land waren: kurze Lederhose, barfuß, in der Früh nach dem Frühstück raus, irgendwann halb verhungert am Abend wieder rein. Meine Oma hat gewusst, dass Kinder das brauchen, die wollen nicht alle zwei Stunden gerufen werden. Und da waren wir am Anger, haben in der Traun Krebse gefangen und Fischerl. Auf dem Land in Mering hat es überhaupt kein Auto gegeben. Da ist man einfach den ganzen Tag draußen gewesen. Das war ein tolles Leben.

Würden Sie von sich sagen, dass Sie eine romantische Ader haben?

Ja, ich glaube schon. Wir alle haben mit Sicherheit so eine Sehnsucht nach Romantik. Das hängt auch mit Ästhetik zusammen, mit Ruhe, mit einem Ambiente in gewisser Weise. Wenn man das auf den Wald bezieht, kann es ein kleiner Picknickplatz sein, wo man eine Decke ausbreitet. Man macht dann eine kleine Brotzeit, liegt auf der Wiese. Das ist sehr romantisch.

Haben Sie überhaupt noch genügend Zeit dafür?

Ja. Selbst der Erfolg mit dem Film „Kirschblüten – Hanami“ würde nie dazu führen, dass ich mich jetzt so verändere, dass ich die wichtigen Dinge des Lebens, die mit dem Beruf gar nichts zu tun haben, dass ich die jetzt plötzlich vernachlässige oder aufgebe. Das wäre es mir nicht wert.

Der krebserkrankte Rudi in „Kirschblüten – Hanami“ ist ein Mensch mit Fixpunkten im Alltag. Jeden Tag bekommt er beispielsweise einen Apfel von seiner Frau. „An Apple a day keeps the doctor away“. Haben Sie auch Fixpunkte im Alltag?

Wenn ich zu Hause bin und nicht beim Drehen, dann verläuft zumindest der Anfang des Tages folgendermaßen: Meine Frau geht mit dem Hund raus und in dieser halben Stunde mache ich das Frühstück, so richtig schön groß mit allem Drum und Dran, Ei, Käse, Wurst, Tee, Zeitung. Das richte ich alles schön her. Dann bekommt meine Frau den Tee von mir eingeschenkt und dann sitzen wir eine halbe, drei Viertel Stunde oder ein bisschen länger und quatschen und lesen Zeitung. Dann gehe ich am Nachmittag ins Terrazza, nachdem ich mit dem Hund spazieren gegangen bin. Da setze ich mich dann vorne hin, trinke einen Cappuccino oder vielleicht ein Glas Prosecco. Ich mag diese vertrauten Situationen, aber sie müssen nicht unbedingt jeden Tag sein.

Der Rudi in „Kirschblüten – Hanami“ weiß ja nicht, dass er todkrank ist. Nur seine Frau Trudi kennt die Diagnose der Ärzte. Wenn Sie eine tödliche Krankheit hätten, wäre es Ihnen lieber, es zu wissen oder nicht?

Ich glaube, das kann man vorab nicht sagen. Schwer zu sagen, wie ich mich da verhalten würde. So eine totale Vogel-Strauß-Haltung habe ich nicht. Verdrängen, okay, ist ja auch ein physiologischer Vorgang, von der Natur so eingerichtet. Da verdrängt der Mensch unbewusst den Vorgang, um keinen Schaden an der Seele anzurichten. Das ist ein Schutzzorgang. Also, man kann nicht immer sagen, man muss sich allem stellen, man muss allem ins Auge schauen. Der eine hält's aus, der andere nicht. Was ist dann besser? Wenn einer dran zerbricht, dann ist es besser, er hätte es sich nicht angeschaut.

Glauben Sie, dass das Wissen um eine schwere Krankheit auch deren weiteren Verlauf beeinflussen kann?

Klar, das kann aber auch den Heilungsprozess beeinflussen.

Welches Verhältnis haben Sie zum Tod? Haben Sie Angst davor? Machen Sie sich überhaupt Gedanken darüber?

Ich mache mir schon Gedanken darüber, ja. Ich finde es eher unnormal, sich nicht Gedanken darüber zu machen. Ein Leben ohne Tod ist



Elmar Wepper wurde 1944 in Augsburg geboren. Er wohnt mit seiner Frau in Planegg bei München. Für seine Rolle als krebserkrankter Rudi in Doris Dörries Film Kirschblüten – Hanami erhielt der Schauspieler den Bayerischen Filmpreis 2007 und den Deutschen Filmpreis 2008 als „Bester Hauptdarsteller“.



„JA, DAS HAT ETWAS SEHNSUCHTSVOLLES, NICHTS DEPRIMIERENDES, ERSCHLAGENDES, SONDERN ETWAS HOFFNUNGSVOLLES. UND DIE BEGEGNUNG MIT DIESEM MÄDCHEN HAT AUCH ETWAS MÄRCHENHAFTES. DIE IST SO EINE ART GUTE FEE.“

das Absurdeste, was man sich vorstellen kann. Oder anders ausgedrückt: Alle Qualität des Lebens, alle Sinnträchtigkeit wäre ohne die Endlichkeit des Daseins gar nicht denkbar. Wenn sich einer wünscht, ewig leben zu wollen, der ist ja in einer totalen Sackgasse. Wenn wir uns total schützen könnten vor Krankheit, würde das Leben auch die Qualität verlieren, die es jetzt hat. Das ist so offensichtlich.

Im Film stirbt Rudis Frau überraschend. Ihr Traum war es gewesen, in Japan den Butoh-Tanz zu erlernen. Rudi reist nach ihrem Tod nach Japan um ihr diesen Wunsch posthum zu erfüllen. Er zieht Trudis Kleider an, erlernt den Tanz und blickt zum Himmel, in der Hoffnung, dass Trudi in sehen kann. Glauben Sie an eine Art Leben nach dem Tod?

Ich möchte schon daran glauben. Mich fasziniert, dass es eigentlich keine Kultur gibt in unserer Menschheitsgeschichte, die nicht irgendwie den Glauben an eine Transzendenz hat, daran, dass es irgendwie nach dem Tod weitergeht. In allen Menschen steckt diese Sehnsucht nach einem Leben nach dem Tod. Das ist überall so. Bei den Eskimos, den Feuerlandindianern, bei den Chinesen vor 3 000 Jahren, überall. Die haben es ja nicht weiter erzählt, sondern das ist in uns drin, genetisch verankert sozusagen. Und wenn ich einen Gedanken hinzufügen darf: Was mich am christlichen Glauben fasziniert, ist, dass es eine Art Heilsreligion ist im Gegensatz zu allen anderen Religionen. Das Tolle ist doch, dass wir nicht auf eine Art Erlösung zustreben müssen, weil wir uns nicht im Zustand der Schuld befinden. Dadurch dass Gott durch seinen Sohn auf die Erde gekommen ist, dadurch dass Christus gestorben ist, hat er alle Sünde, alle Schuld der Menschen auf sich geladen. Das heißt, wir streben nicht auf die Erlösung hin, sondern wir kommen von der Erlösung her. Das sind zumindest meine Gedanken und das finde ich faszinierend.

Rudi begegnet einer jungen Tänzerin, die ihm während der Kirschblüte den Butoh-Tanz beibringt. Dadurch kommt er sich selbst und seiner verstorbenen Frau noch einmal ganz nahe. Inwiefern hat der japanische Teil von Kirschblüten auch etwas Märchenhaftes. Wie sehen Sie das?

Ja, das sehe ich auch so. Gegen Ende des Filmes wird ja die Wirklichkeit überwunden. Durch Rudis Liebe erscheint ihm seine Frau noch

einmal. Und obwohl der Zuschauer merkt, dass das Ende auch dem Rudi droht, hat der Film eine poetische, heitere Leichtigkeit. Auch wenn der eine oder andere Zuschauer ins Taschentuch schnieft, geht er am Ende nicht erschlagen und deprimiert aus dem Kino. Das ist eine Trauer, wie von einer Honigsüße. Ja, das hat etwas Sehnsuchtsvolles, nichts Deprimierendes, Erschlagendes, sondern etwas Hoffnungsvolles. Und die Begegnung mit diesem Mädchen hat auch etwas Märchenhaftes. Die ist so eine Art gute Fee. Im Gegensatz zu seinen Kindern versteht sie den Rudi, der sich Trudis Kleider anzieht, weil er so der Trudi nahe kommen und sie in sich spüren will.

Die Goldene Lola für Elmar Wepper als bester Hauptdarsteller, hatte das auch etwas Märchenhaftes für Sie?

Schon, ja. Für die Lola gab es ja eine Nominierung. Das weiß ich noch, da bin ich im Bett gelegen. Meine Frau geht ins Bad, da zieht sie sich an, um mit dem Hund spazieren zu gehen, und während sie im Bad ist, bleibe ich noch zehn Minuten liegen und zappe immer durch das Fernsehprogramm. Da sehe ich plötzlich das Lola-Zeichen. Ich höre also hin, und dann heißt es, in zehn Minuten schalten wir live zu Senta Berger und Herrn Dr. Neumann zur Verkündigung der Filmpreis Nominierungen. Da dachte ich, jetzt bleibt mir das Herz stehen, lieber Gott, das kann ich mir nicht antun. Ich wusste ja, dass ich bei den 15 Vornominierten für den Besten Schauspieler dabei war. Und dann habe ich es mir doch angeschaut, so feige bin ich dann doch nicht. Und dann hieß es: Nominiert für den besten Schauspieler männliche Hauptrolle wurden: Matthias Brandt, Ulrich Noethen, Elmar Wepper. [lacht] So abgebrüht ist da keiner, dass er sagt, damit habe ich ja sowieso gerechnet. Da habe ich mich natürlich sehr gefreut.

Hat Sie der Preis verändert?

Nein, ich freue mich natürlich sehr darüber, aber ich bin jetzt auch froh, dass der Alltag wieder einzieht. Die eigentlichen Dinge, die zählen, das ist meine Frau, das ist mein tägliches Leben. Eigentlich habe ich jetzt im Moment eher das Bedürfnis, mich ein bisschen länger zurückzulehnen [lacht] und die Dinge ein bisschen kontemplativer anzugehen.

Vielen Dank für das Gespräch. 🍄

Interview: Reiner Holzemer



Der Wald spielt täglich eine Rolle im Leben von Elmar Wepper: Hundespaziergänge, Schwammerlsuchen, schon seit seiner Kindheit.

Waldarbeiter: Harte Kerle und ehrliche Arbeit: Hinter dem romantischen Bild steckt jedoch ein Alltag voller Plackerei, Hitze, Kälte und Gefahren.

WIE DIE AXT IM WALDE?

Es gibt sie noch, aber bezogen auf die Motorsäge hackt sie unter fernem Liefen: Die berühmte Axt im Walde. Ein Beitrag über die Verwandlung einer Märchenkulisse in einen modernen, multifunktionalen Arbeitsplatz. Mit Frischluftgarantie.



Harvester

Frischer Wind in der Märchenkulisse von Peter Laufmann

Nichts war Monty Python heilig. Nicht einmal der glorreiche, teutonische Waldarbeiter. Das „Holzfällerlied“ der britischen Komikertruppe ist längst ein Klassiker: „Der Duft von frisch gefälltem Holz, das Geräusch der stürzenden, mächtigen Bäume, ein liebes Mädels an der Seite“, singt der schmalbrüstige Michael Palin in der deutschen Version. In Lederhosen hüpfte er durch den Forst, ein blondes Mädchen im Arm, schwärmte vom Bäume hacken und davon, dass er in Frauenkleider schlüpfte. Zwei Minuten, länger braucht es nicht, dann ist der Mythos vom Naturburschen zerbröselte wie ein morscher Zweig im Wintersturm.

Die Satire nimmt die weit verbreitete Vorstellung aufs Korn, dass Wald ein idyllischer Arbeitsplatz sei, ein letzter Rest Wildnis, naturbelassen und technikfrei. Allenfalls ein paar gut gelaunte Förster schauen ihren Bäumen dort beim Wachsen zu und kernige Holzhacker schwingen Axt und Säge an der frischen Luft. Meistens singen sie dazu.

Pustekuchen. Die Wahrheit ist: Waldarbeit war schon immer ein gefährlicher Knochenjob. Und seit mindestens 1000 Jahren ist die Wildnis gezähmt, der Wald das Produkt fleißiger, schwieliger Hände. Mühsam rangen sie dem Baummeer Meter um Meter ab. Sie nahmen das Land unter den Pflug, besiedelten und kultivierten es. Die Holzknechte schufteten bei Hitze und Kälte. Häufig starben sie unter herabfallenden Bäumen oder hackten sich die Beine spitz. An ihrer Technik hat sich lange wenig geändert. Zuerst waren ihre Äxte aus Stein, später aus Bronze, Eisen und Stahl. Die Metallklingen beschleunigten zwar die

Arbeit, denn sie sind schärfer und durchtrennen mehr Holzfasern mit einem Hieb. Doch führen mussten den Hieb immer noch zwei starke Arme. Tempo war notwendig, denn die wachsende Bevölkerung, die Staaten, ihre Handwerker und Flotten brauchten immer mehr Holz. Für beinahe alles: Der Löffel des einfachen Mannes war genauso gewachsen wie der Stuhl, das Haus, das Schiff. Holz war zum Heizen nötig, zur Glasherstellung und zur Hexenverbrennung. Der Hunger nach dem Rohstoff war nicht zu stillen und nagte stetig an den Wäldern. War Germanien zu Cäsars Zeiten noch zu rund 70 Prozent bewaldet, bedeckten im 13. Jahrhundert Bäume nur mehr rund ein Drittel der Fläche – ein mit heute vergleichbarer Wert. Nur in Folge von Kriegen und Seuchen brandeten Wogen aus Bäumen immer wieder über ausgestorbene Dörfer und Weiler, über brache Felder und Weiden. Anfang des 19. Jahrhunderts war der Tiefpunkt erreicht. Große Gebiete waren kahl, verwüstet, entwaldet. Die Romantik mit ihren Dichtern, den Märchensammlern und Malern übersah den geschundenen Wald und die Mühsal der Arbeit. Ihr Blick war verklärt und wie Grimm und Co. den Wald sahen, prägt noch heute unser Waldbild. Monty Pythons Hommage von 1969 ist nur eins von vielen Kunststücken, die mit den romantischen Vorstellungen spielen. Märchen, Horror- und Phantasy-Filme bevorzugen den Wald als Bühne. Holzfällerknechten sind modische Dauerbrenner. Die lustigen Holz-hackerbuam fehlen in keinem Bierzelt und im Jahr 2002 brachten es die Randfichten mit ihrem Lied vom greisen Holz-michl sogar an die Spitze der Hitparade. Dabei wäre es Zeit, nicht mehr durch die rosarote Brille in den Forst zu schauen. Wald ist mehr als Märchenkulisse – er ist heute vielen Menschen ein moderner, multifunktionaler Arbeitsplatz. Die frische Luft ist allerdings geblieben.



Forwarder

Realität schlägt Romantik

Es ist ein ungleicher Kampf. Wenn diese Maschine gegen einen Baum antritt, steht sie als Gewinner schon fest: Präzise schließt sich ihre künstliche Hand um die Fichte. Der Griff ist fest, endgültig. Ein Zittern geht durch den Baum. Metall blitzt am Stammfuß. Es folgt ein Kreischen, Späne schießen in den Forst. Und schneller als ein Buchfink „piep“ sagen kann, hängt der tonnenschwere Stamm in der Luft. Ohne Hektik, mühelos, setzt ihn der Arm aus Stahl und Hydraulikschläuchen ab, legt ihn auf die Seite. Keine Minute hat das ganze Schauspiel gedauert, dann ist die Fichte nicht nur gefällt, entastet, sondern auch vermessen und sortiert. Holzernte am Fließband. Nichts für Zartbesaitete.

Doch von der scheinbar kaltherzigen Technik, dem Lärm, der Schnelligkeit sollte man sich nicht täuschen lassen. Moderne Forstmaschinen schonen richtig eingesetzt die Waldarbeiter und den Wald. Im Wald geht heute kaum mehr etwas ohne Hightech. Das beginnt beim Fällen, setzt sich beim Abtransport der Stämme fort und endet in ihrer Vermessung. In jedem Glied der so genannten Erntekette steckt Wissenschaft und Ingenieurskunst. In heutigen Forstmaschinen sieht es beinahe so aus wie auf der Brücke des Raumschiffs Enterprise. Vielleicht etwas moderner.

Am Anfang des Weges vom Wald zum Sägewerk steht der Vollernter, zu neudeutsch Harvester, abgeleitet vom englischen Wort „to harvest“ – ernten. Einfach gesagt, ist er die Stahl gewordene Kombination aus Waldarbeiter und Motorsäge. Allerdings ein selbstfahrender Waldarbeiter mit einem zehn Meter langen Arm und der Kraft einer ganzen Herde Rückepferde. Mittlerweile sind hierzulande rund 1600 Harvester im Einsatz und übernehmen rund 50 Prozent der Holzernte, Tendenz steigend. Manche Modelle rollen auf Rädern durch den Wald, manche auf Raupenkettensystemen und manche Prototypen staksen sogar auf sechs Beinen umher wie ein übergroßes Insekt. Trotz unterschiedlicher Fortbewegungskonzepte ist ihre Arbeitsweise gleich: Auf dem Fahrgestell sind die Kabine und der Arm mit dem so genannten Prozessorkopf, der Harvester-Hand, montiert. Diese Hand hat es in sich. Die größten schnappen sich Bäume mit einem Durchmesser von über 80 Zentimetern. Eine einklappbare Motorsäge und ein Messrad, mit dessen Hilfe die Länge des Stammes bestimmt werden kann, machen das Werkzeug komplett.

Ungeachtet des Siegeszugs von Harvester und Co. – Waldarbeiter und Motorsäge haben ihren festen Platz bei den Bayerischen Staatsforsten. In der Holzernte im starkem Holz, den alten Buchen, Fichten, Tannen oder Eichen, den Sahnestückchen, werden Waldarbeiter und Motorsäge auch künftig zum Einsatz kommen. Allerdings – die Anteile

der besonders gefährlichen und belastenden Holzernte an der Arbeitszeit sollen und müssen sinken. Die sich daraus ergebenden Freiräume nutzen die Bayerischen Staatsforsten für weniger belastende, aber mindestens so wichtige Aufgaben wie z. B. die Jungbestandspflege und Kulturtätigkeiten. Parallel zu dieser Entwicklung ist die Motorsäge mittlerweile fast zu einem chirurgischen Werkzeug geworden. Wogen die ersten Modelle noch 60 Kilogramm, kommen moderne Standardsägen mit fünf bis sieben Kilo aus. Moderne Motorsägen haben Kettenbremsen, Katalysatoren und sägen mit Biosprit und biologisch abbaubaren Ölen. Auch für sie gelten die Prämissen von Umweltverträglichkeit und Arbeitsschutz.

Zurück zu Harvester und Forwarder: Solche mit Technik vollgepackten Geräte wurden lange mit Argwohn betrachtet. Die Maschinen seien schädlich für den Wald, hieß es. Schlecht für den Boden, die Bäume, die Ruhe in der Natur. Außerdem würden sie Arbeitsplätze wegnehmen. Das Misstrauen gegenüber neuer Technik ist offenbar tief verwurzelt in den Menschen, die mit dem Wald umgehen. Schon die Säge wurde erst zur Holzernte benutzt, nachdem das Fällen mit der Axt bei Strafe verboten war (Maria Theresia hatte so ein Verbot erlassen; mit der Säge geht weniger Holz am Stammfuß verloren.) Sägen war eben längst nicht so lässig wie der elegante Schwung mit der Axt. Ähnlich ging es der Motorsäge: Auch sie war zu Beginn verpönt. Zu unpräzise wäre sie, zu gefährlich und – auch hier bereits – Arbeitsplatz vernichtend. Doch der Fortschritt wird letzten Endes nur gebremst, nicht gestoppt. Heute erkennen selbst Kritiker die Vorzüge maschineller Holzernte. So leistet der metallene Kollege wesentlich mehr in der Stunde als der klassische Waldarbeiter. In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts schaffte ein Mann gerade einen Festmeter in der Stunde. Alles war Handarbeit: Die Fallkerbsohle mit

**IN HEUTIGEN FORSTMASCHINEN
SIEHT ES BEINAHE SO AUS
WIE AUF DER BRÜCKE DES RAUM-
SCHIFFS ENTERPRISE.
VIELLEICHT ETWAS MODERNER.**



Die Aufgabe des hier abgebildeten Pferdeschlittens übernimmt heute der LKW. Auf und vor der tonnenschweren Last gingen Mensch und Tier ein hohes, oftmals tödliches Risiko ein – besonders im bergigen Gelände.



Dralle mobil

der Zugsäge vorbereiten, das Fallkerbdach mit der Axt schlagen und dann dem Baum per Fällschnitt den Rest geben. Anschließend noch entasten und vermessen – ein kräftezehrendes Handwerk. Mit der Motorsäge sind es bereits zweieinhalb bis drei Festmeter pro Stunde. Und der Harvester bringt es in derselben Zeit auf acht bis zu 20 Festmeter, je nach Stärke der Bäume. Der Maschinenfleiß kommt nicht von ungefähr: Ein typischer Harvester hat 250 PS unter der Haube. Seine Größe und Kraft lassen ihn nicht gerade elegant wie ein Reh durch den Forst tänzeln, dennoch ist er extrem wendig und kann selbst im schwierigsten Gelände Bäume fällen. Und zwar punktgenau. Das mag sich nicht spektakulär anhören, ist aber Fortschritt im besten Sinn. Weil der Harvester den Stamm quasi nicht aus der Hand gibt und damit ständig unter Kontrolle hat, verursacht er häufig weniger als 10 Prozent Schäden im Bestand. Selbst erfahrene Waldarbeiter bringen es selten auf ähnlich gute Quoten, wie die Erfahrung zeigt. Wohl gemerkt: Voraussetzung für geringe Schäden im Bestand sind eine optimale Organisation und erfahrene Profis bei der Ausführung. Dies gilt für Harvester wie Waldarbeiter gleichermaßen.

Treten Bodenschäden an der Rückegasse auf, so liegt der Reflex nahe, diese dem Harvester zuzuschreiben. Schließlich handelt es sich hierbei um eine große und schwere Maschine. Übersehen wird dabei gerne, dass es mit der Fällung nicht getan ist. Ganz gleich, ob mit Harvester oder Motorsäge, das Holz muss aus dem Bestand an die Forststraße gebracht werden. „Rücken“ nennen das die Förster. Nachfolger der Rückepferde sind nach dem Forstschlepper in der neuesten Generation die so genannten Forwarder. Auch diese Maschinen haben einen langen Arm und dazu kräftige Rungen, eine Ladefläche für rund

10 bis 15 Kubikmeter Holz. Damit schaffen sie die Stämme aus dem Waldstück an die Forststraße, wo sie ein LKW abholen kann. Schnaubende Rückepferde sind natürlich pittoresker, aber die stämmigen Kaltblüter sind bereits nach einem halben Tag Arbeit geschafft. Forwarder werden nicht müde.

Die Kraft, die Rückefahrzeuge aufbringen müssen, kann den empfindlichen Waldboden auf Jahrzehnte schädigen. Mit dem schweren Holz auf Rungen oder Klemmbank sind Forwarder nun mal keine Leichtgewichte. Doch umsichtiges Arbeiten und technische Kniffe helfen, die Wunden am Waldboden auf ein Minimum zu reduzieren. So legen sich Harvester die Äste der gerade gefällten Bäume vor die Räder. So eine Reisigmatratze dämpft das Gewicht der Maschine und, noch wichtiger, die des nachfolgenden, beladenen Rückefahrzeugs. Extrem breite Räder – bis zu 95 Zentimeter – und ein niedriger Reifendruck verteilt das Gewicht auf eine größere Fläche. Moderne Holzertetechnik soll aber nicht nur gut zum Wald sein. Auch an den Menschen wurde gedacht. Zum einen ist der Mensch sicher etwa gegen Umkippen und fallende Bäume geschützt. Der Maschinenführer ist durch den langen Arm vom gefährlichsten Teil, dem Fällen, ein gutes Stück entfernt. Für einen Harvesterfahrer ist die Gefahr, von einem Baum erschlagen zu werden, deutlich geringer als für den Waldarbeiter, der am Fuß der Bäume werkelt. Sein größtes Risiko ist das Ein- und Aussteigen. Zum anderen soll die Arbeit angenehm werden: So ist ein Harvester serienmäßig mit Klimaanlage, Radio – immer häufiger mit CD-Spieler – und einer Kühlbox für das Frühstücksschnittchen ausgestattet.

Das Holz ist geschlagen und fein säuberlich an der Forststraße gestapelt. Es wartet nur noch darauf, endlich zu Brettern oder Balken weiterverarbeitet zu werden. Einen steigenden Anteil der Hölzer liefern die Bayerischen Staatsforsten frei Werk, wobei das Holz erst im Werk vermessen wird. Um sicherzugehen, dass diese Stämme korrekt vermessen werden und niemand auf die Idee kommt, Holz beiseite zu schaffen, kommt auch hier neueste Technik zum Einsatz. Vorbei die Zeit, als der Förster für Kontrollstichproben mit Kluppe und Maßband auf Holzpoltern herum krabbelte. Mit dem Dralle-Mobil braucht er nicht einmal mehr aus dem Auto auszusteigen. Der Stapel Holz wird mit Hilfe zweier auf dem Autodach befestigter Kameras dreidimensional erfasst. Der Förster gibt die Länge der Stämme ein und der Computer errechnet aus diesen Daten Volumen und Stückzahl des Holzes. Das dauert keine fünf Minuten. Hightech im Forst ist keine Spielerei. Sie ist notwendig, um die Balance zwischen Wirtschaftlichkeit und Walderhaltung zu gewährleisten. Der Wald ist eben kein Museum. 🌲

**FÜR EINEN HARVESTERFAHRER
IST DIE GEFAHR, VON EINEM BAUM
ERSCHLAGEN ZU WERDEN,
DEUTLICH GERINGER ALS FÜR DEN
WALDARBEITER, DER AM FUSS
DER BÄUME WERKELT.**



Einmal senkrecht, einmal waagrecht –
kreuzweise Messungen mit der
Kluppe verkleinern die Ungenauigkeit,
in der Vergangenheit völlig ausreichend.
Moderne Lasertechnik ist exakter –
ein Vorteil für Käufer und Verkäufer.

Mit einem Fichtenzweig, dem „Letzten Bissen“, erweist der Jäger dem erlegten Bock seine Referenz. Die Wildkammern der Bayerischen Staatsforsten zur Aufbewahrung des Wildbrets erfüllen umfangreiche Hygienestandards.

Bild rechts: Der Zerwirthtisch ist aus Edelstahl. Hier wird das Wildbret für seine Zubereitung in Schultern, Rippen, Hals, Keulen und Rücken zerwirkt.



ROTKÄPPCHEN RELOADED

Zeit, ein paar kulinarischen Ammenmärchen an den Kragen zu gehen. Schluss mit dem Abhängen des Fleisches bis zum stinkenden Hautgout. Schluss mit dem Spicken von Wildbraten, das sie in Wahrheit nur trocken macht. Her mit den neuen, frischen, delikaten Wildrezepten.

von Hans Gerlach



Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter...* „... aber diesmal“, sagte Rotkäppchen, „will ich mir Tändeleien mit dem Wolf sparen“, schnappte sich Korb und Wein und ging schnurstracks zum Jäger. Der sollte ihr einen saftigen Hirschbraten geben, denn das dunkelrote Fleisch sei gut für Großmutter's Blut. Mit der Farbe Rot kannte sich Rotkäppchen nämlich aus. Als ihm bald im Wald ein süßlich-stechender Duft in die Nase stieg, wusste das Kind, dass es an seinem Ziel war. Rotkäppchen begrüßte den Jäger recht sittsam und fragte: „Ei, Jäger, was riecht es bei Dir so streng?“ – „Dass die Rehe und Hirsche dort hinten im Schuppen zart werden und einen schönen ‚Haut goût‘ entwickeln, müssen sie lange hängen.“ – „Ei, Jäger, warum hast du dort drüben so viele bunte Vögel?“ – „Dass die Fasane wohl schmecken, sollen sie dort hängen, bis ich jede Krallen mit zwei Fingern mühelos heraus ziehen kann.“ Darauf wunderte sich Rotkäppchen im Stillen und hielt sich das Näschen zu. Der Jäger gab dem Kind ein Päckchen und sprach: „Hier, Rotkäppchen, habe ich deiner Großmutter eine schöne Keule mit grünem Speck gespickt, dass das Fleisch saftig wird. Schiebe sie in Großmutter's Ofen und lass Dir von ihr zwölf mal zwölf Märchen erzählen, dann wird der Braten gut sein.“ Da waren alle beide vergnügt; der Jäger ging wieder in sein Haus und spickte noch viele Braten, Rotkäppchen freute sich auf die Geschichten und die Großmutter trank den Wein und erholte sich wieder.

* So lautet die erste Zeile von Rotkäppchen aus Grimms Märchen in der Fassung der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München 1964



Die Zeit, in der Wild behandelt wurde, wie es der Jäger aus dem Märchen beschreibt, scheint uns heute sehr, sehr fern. Doch standen noch in den Wildkochbüchern der siebziger Jahre Tipps für den Umgang mit extrem „abgehangenem“ Fleisch. Waschen mit „übermangansaurer Kalilösung“ sollte den Geschmack verbessern. Aus meiner eigenen Lehrzeit erinnere ich mich an Gruselgeschichten über Himbeeressigsaucen zu grün abgehangenem Rehrücken in einem baden-württembergischen Zwei-Sterne-Restaurant. Dabei war damals die Zeit des „hohen Geschmacks“ eigentlich lange vorbei – denn wir hatten ja schon Kühlschränke. „Haut göüt“, wie der beschönigende Begriff aus der französischen Küche lautet, ist ein sehr deutliches Beispiel für eine grundlegende menschliche Eigenschaft: Wenn uns etwas Unabänderliches nicht passt, dann reden wir es uns schön. Als Wildfleisch müffelte, weil Jäger weder Geländewagen noch Kühlhäuser besaßen, erklärten Köche den Fehler zum Ziel.

Heute bricht der Jäger das erlegte Wild sofort auf, nimmt es aus und sorgt dafür, dass das Fleisch so schnell wie möglich gekühlt wird. Selbst die kleinste Wildkammer bietet eine Kühlzelle, sauber geflieste Wände und ordentliche Wasseranschlüsse. Jäger werden in der Umsetzung neuester EU-Hygiene-Verordnungen geschult. Selbst der Umgang mit modernen Problemen wie Belastungen durch radioaktive Schwermetalle steht auf dem Stundenplan. Wildfleisch kommt wie jedes andere Fleisch in einer geschlossenen Kühlkette zum Verbraucher. Zusätzlich bietet der Wildeinkauf bei Jäger oder Forstbetrieb einen Überblick über die so genannte „Chain of custody“, also Heimat, Lebensumstände, Jäger und Verarbeiter jedes Tieres – Informationen, die im Schlachtfleischhandel oft eher untergehen. Natürlich muss auch Wildfleisch reifen, wie jedes andere Fleisch auch. Doch die Reifezeiten betragen sowohl für Wildgeflügel als auch für Großwild in der Kühlkammer wenige Tage.

Wenn nun das Fleisch heute frisch in unsere Küche kommt, dann erledigt sich auch der zweite Teil unseres Märchens ganz von selbst: Überlange Garzeiten sollten früher Vergiftungen vermeiden – natürlich machen sie das Fleisch trocken, was das Spicken mit Speck mildern sollte. Frische Hirsch-, Reh- oder Hasenrücken und -keulen, Fasanen- oder Wildentenbrüste sind nämlich superzart und saftig, wenn Sie sie nur kurz und rosa

oder gerade eben durch braten. Selbst die Schultern von jungen Rehen können Sie sehr gut kurzbraten. Bindegewebsreiche Schultern von älteren Tieren oder auch Wildgeflügelkeulen eignen sich besser zum Schmoren. Dabei helfen Säuren aus einer Rotwein-, Essig- oder Buttermilchmarinade dabei, dieses Bindegewebe in weiches saftiges Gel zu verwandeln. Zusätzlich kann man mit gut gewürzten Marinaden kräftige Saucen kochen, doch nötig sind sie nicht. Genauso wenig wie beim klassischen Rindergulasch, das auch nur durch gemütliches Schmoren zum zarten Genuss wird. Werfen wir also die Spicknadel auf den Müllhaufen der Kochkultur.

Bleibt nur noch Rotkäppchens These über den gesundheitlichen Nutzen dunkelroter Fleischsorten. Und die stimmt sogar: Wildfleisch ist besonders reich an Eisen, das verwendet unser Körper für den Aufbau von Hämoglobin, welches im Blut Sauerstoff – also Energie – zu unseren Zellen transportiert. Und mit viel Energie wurde die Großmutter bestimmt schnell wieder gesund. Wenn sie nicht gestorben ist, dann lebt sie immer noch und erzählt ihrer Enkelin ein Märchen nach dem anderen. 🍄

Wildbret aus den Bayerischen Staatsforsten gibt es zum Beispiel im Forstbetrieb Weißenhorn. Bei Renate Halusa (Tel: +49 (0)7309 96880) können Sie eine Broschüre mit dem Titel „20 wilde Rezepte“ bestellen. Auf dem Öko-Markt im Kloster Roggenburg am 20. September ist der Forstbetrieb mit einem Stand mit Wildspezialitäten vertreten.

Folgende Betriebe bieten ebenfalls Wildbret an:
 Forstbetrieb Wasserburg
 Franz Neudecker
 Tel: +49 (0)8071 923615
 Forstbetrieb Pegnitz
 Claudia Knauer und Helga Birkmann
 Tel: +49 (0)924 8038-11

Weitere Forstbetriebe finden Sie unter www.baysf.de. Dort haben Sie auch die Möglichkeit, die bereits erschienen Magazine downzuloaden – mit vielen Wildrezepten darin.

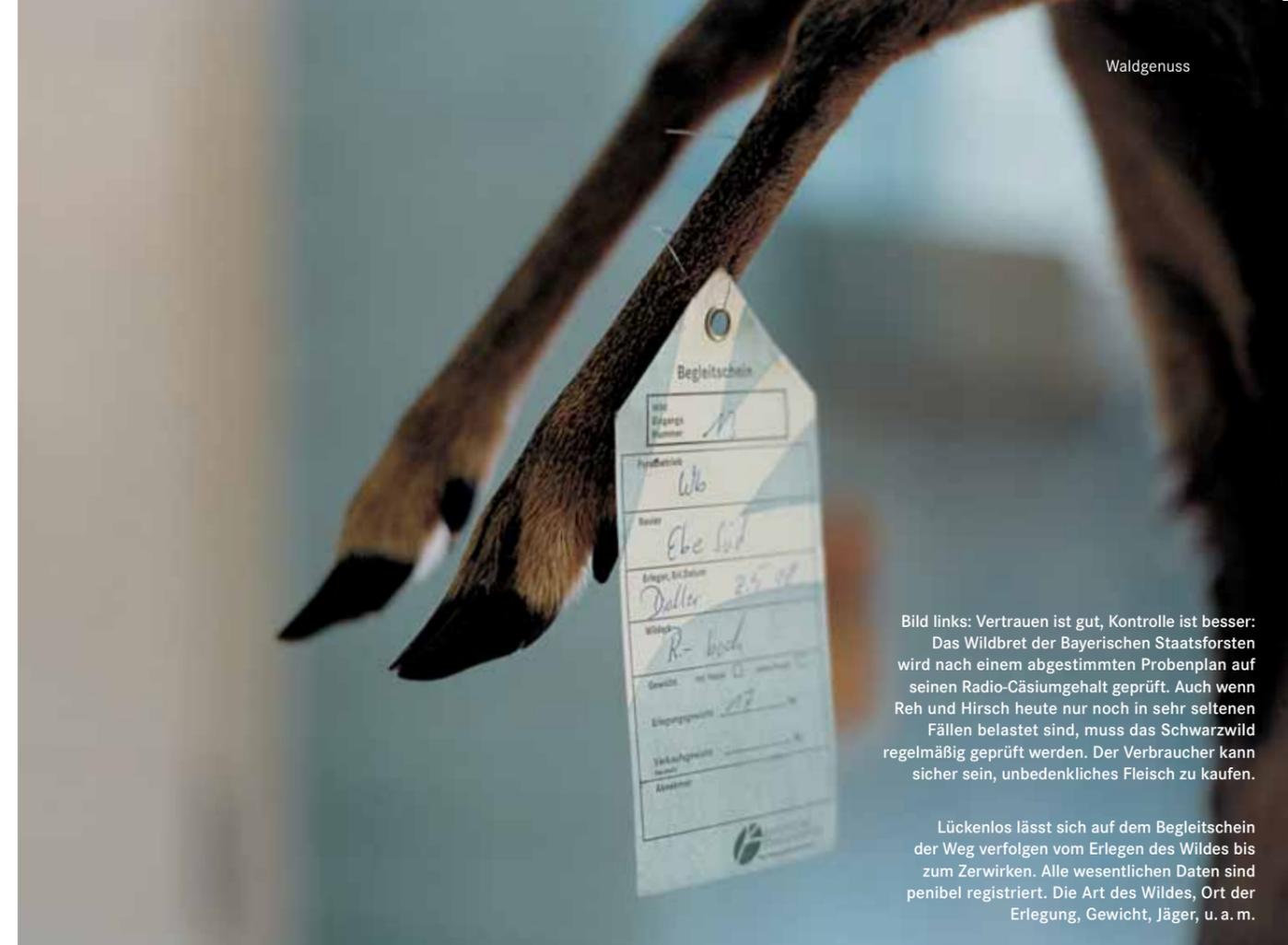


Bild links: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser: Das Wildbret der Bayerischen Staatsforsten wird nach einem abgestimmten Probenplan auf seinen Radio-Cäsiumgehalt geprüft. Auch wenn Reh und Hirsch heute nur noch in sehr seltenen Fällen belastet sind, muss das Schwarzwild regelmäßig geprüft werden. Der Verbraucher kann sicher sein, unbedenkliches Fleisch zu kaufen.

Lückenlos lässt sich auf dem Begleitschein der Weg verfolgen vom Erlegen des Wildes bis zum Zerwirken. Alle wesentlichen Daten sind penibel registriert. Die Art des Wildes, Ort der Erlegung, Gewicht, Jäger, u. a. m.



DER FÖRSTER VOM SILBERWALD

Der Wald als paradisische Einrichtung. Im Besitz des Königs und der Fürsten.
Unter der Verwaltung hoch angesehener Forstbeamter.
Und der entspannten Mithilfe von privilegierten Jägern. Tempi passati.

„Die Rast der Jäger“, ein Genrebild von Bogdan Pawlowitsch Willewalde von 1844. Arme Weidebauern, die mit ihren Kühen unter den gleichen Bäumen lebten, kamen in der Spätromantik noch nicht mit aufs Bild.

Wandel mit Kultur.

Interview: Gernot Wüschner

Die Bayerischen Staatsforsten sind als eigenständiges Unternehmen aus einer 250-jährigen Verwaltung heraus gelöst worden. Das bedeutet einen schmerzhaften Spagat zwischen Tradition und Neuanfang. Ist das vergleichbar mit Unternehmensübernahmen und Fusionen?

Kofler: Ja und nein. Ja, weil auch bei Fusionen zwei Kulturen zu einer neuen, allen Mitarbeitern gemeinsamen Kultur zusammengeführt werden müssen. Nein, weil beim Zusammenschluss von zwei Firmen sich in den allermeisten Fällen die so genannte „Siegerkultur“ durchsetzt. Aber auch unabhängig von Fusion oder nicht, kenne ich kaum ein börsenorientiertes Unternehmen, das nicht einem permanenten Kulturwandel ausgesetzt wäre. Vielleicht ist das für die Mitarbeiter der Bayerischen Staatsforsten ein kleiner Trost.

Wie begegnet man Widerständen gegen einen Kulturwandel und welche Rolle spielt dabei die Kommunikation?

Kofler: Es gibt keine Veränderung, die nur 100 Prozent Vorteile hat. Veränderung ist immer auch mit Zumutungen und mit neuen Anforderungen verbunden. Wichtig ist, dass neben der Zumutung auch die Chance gesehen wird. Ich würde davor warnen, Widerstand immer nur als „Problem“ zu betrachten. Widerstand ist eigentlich eine wertvolle Information. Diese Information muss man produktiv machen.

Sie sagen, man muss Sinn und Ziel des Kulturwandels erklären.

Was aber ist, wenn keiner das Ziel mag?

Kofler: Es ist eine mittelfristige Aufgabe, immer wieder deutlich zu machen, warum sich die Veränderung lohnen wird. Das geht nicht von heute auf morgen. Auf der anderen Seite gibt es natürlich Grenzen, wo die Führung sagen wird und sagen muss: So, liebe Leute, das sind die Rahmenbedingungen, mit denen wir zu leben haben. Diese Grundentscheidungen können nicht über Monate neu diskutiert werden. Die Kommunikation muss sich dann darauf verlagern: Gut, das ist jetzt gesetzt; wie machen wir das Beste daraus?

Veränderungsprozesse in Unternehmen sind oft mit einem Wechsel der Berufsbilder verbunden. Das fällt vielen Mitarbeitern sehr schwer – vor allem wenn es sich dabei um sehr traditionelle Berufsbilder handelt...

Kofler: Ich denke, es gibt zwei Grundhaltungen gegenüber dem Wandel: Die eine neigt dazu, Überraschungen und neue Anforderungen von außen eher zu begrüßen. Die andere ist eher skeptisch. Aber auch die skeptische Seite hat natürlich ihren Wert, wenn sie sich an den Bedürfnissen von bestimmten Mitarbeitergruppen orientiert. Die Leute, die die Veränderung begrüßen und betreiben, müssen darauf aufpassen, dass sie die anderen nicht zu sehr verlieren. Und diejenigen, die das teilweise als Zumutung empfinden, müssen lernen, sich damit aktiv auseinanderzusetzen. Nur nein sagen, geht nicht.

Der Vorbildfunktion von Führung wird bei Veränderungsprozessen immer eine entscheidende Wirkung zugesprochen...

Kofler: ...es gibt nicht die Führung allein und nicht die Geführten allein. Power entfaltet sich in einem Unternehmen nur dann, wenn es eine produktive Interaktion gibt zwischen Führungskräften und Mitarbeitern. Und da haben grundsätzlich – das liegt in der Logik von Organisationen – die Führungskräfte die Aufgabe, Unternehmen und Mitarbeiter mit Veränderungen und neuen Zumutungen zu versorgen. Eine Führungskraft, die nur den Status quo vertritt oder verwaltet, kommt ihrer Aufgabe nicht nach. Die zweite Aufgabe ist es, den Veränderungsbedarf auf eine Art und Weise zu kommunizieren, dass die Mitarbeiter sagen: Hey, der hat eine andere bessere Sicht als wir, deswegen hat das, was er will, eine gewisse Plausibilität. Glaubwürdigkeit

„ICH STELLE MIR DIE BELEGSCHAFT DER BAYERISCHEN STAATSFORSTEN BEI ALLEN DIFFERENZEN ALS EINE GEMEINSCHAFT VOR, DIE SICH IN IHREM VERHÄLTNIS ZU WALD UND NATUR SEHR EINIG IST“

auf der einen und Aufnahmebereitschaft auf der anderen Seite sind die Bedingungen dafür, dass ein produktives Spannungsfeld entsteht.

Gibt es auch eine Bringschuld der Mitarbeiter?

Kofler: Eindeutig ja! Ich denke sie liegt dort, wo die Mitarbeiter quasi als Angehörige der Organisation verpflichtet sind, sich mit diesen Zumutungen positiv auseinander zu setzen. Das ist das Mindeste, was man von einem Mitarbeiter erwarten darf, sonst ist er sozusagen ein dysfunktionales Mitglied der Organisation.

Gibt es bei Mitarbeitern unterschiedliche Mentalitäten, was die Annahme und Ablehungen von Veränderungen angeht?

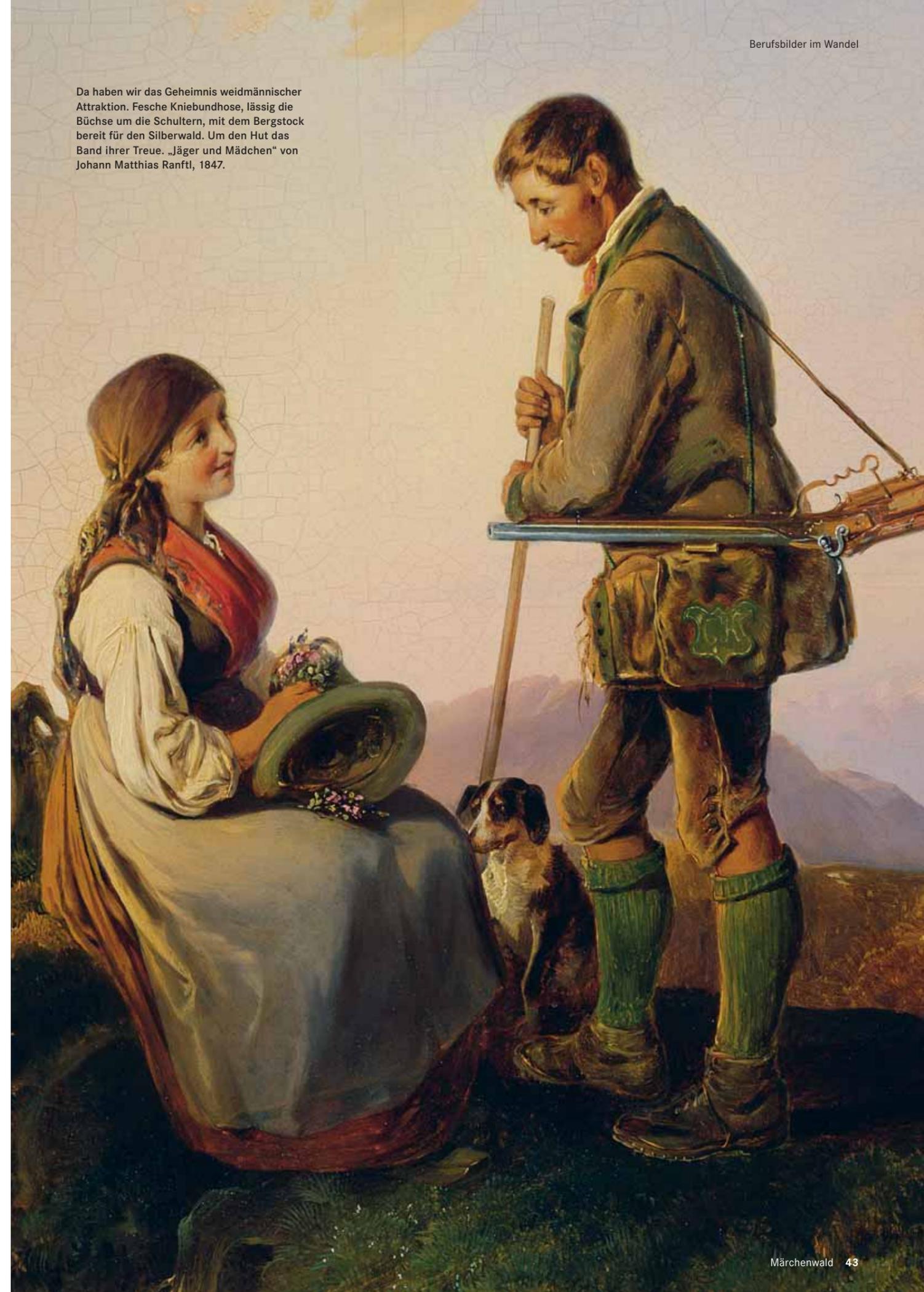
Kofler: Unterschiedliche Haltungen zu Veränderungen gibt es ganz generell. Denken Sie an die Politik. Es gibt Menschen, die Veränderungen begeistert aufgreifen und leben wollen. Der andere Typus begegnet Neuerungen grundsätzlich eher zurückhaltend und skeptisch. Er fühlt sich im bestehenden Umfeld wohler. Für den gelingenden Kulturwandel sind beide sehr wichtig. Die einen treiben, die ändern halten Linie.

Was, wenn die Treiber in der Minderzahl sind?

Kofler: Ich gehe einmal davon aus, dass sich in einem Unternehmen, das seinen „Geschäftsgegenstand“, den Wald, für die kommenden Generationen zu bewahren hat, die Mitarbeiter doch von denen einer schnelllebigen Werbeagentur unterscheiden. Ich stelle mir jedenfalls die Belegschaft der Bayerischen Staatsforsten bei allen Differenzen als eine Gemeinschaft vor, die sich in ihrem Verhältnis zu Wald und Natur sehr einig ist. Unterschiede sieht man da intern wohl eher durchs Vergrößerungsglas. 🍷

Dr. Anton Kofler ist geschäftsführender Gesellschafter der osb Wien Consulting GmbH. Er setzt den Schwerpunkt seiner Beratertätigkeit auf Veränderungsmanagement, Strategie-Entwicklung und Teamlernen.

Da haben wir das Geheimnis weidmännischer Attraktion. Fesche Kniebundhose, lässig die Büchse um die Schultern, mit dem Bergstock bereit für den Silberwald. Um den Hut das Band ihrer Treue. „Jäger und Mädchen“ von Johann Matthias Ranftl, 1847.



**VERONIKA MAGES, 35,
REVIERLEITERIN IM FORSTBETRIEB
KELHEIM**

Der Posten des Revierleiters bei den Bayerischen Staatsforsten kommt dem traditionellen Bild des Försters am nächsten. Das fängt bei der Ausbildung an: Studium der Forstwirtschaft mit anschließendem Anwärterjahr. Auf eine bestimmte Tätigkeit will Veronika Mages ihre Arbeit aber nicht reduzieren lassen. Zu vielschichtig sei diese, um sich festzulegen. Während des Interviews klingelt ihr Telefon sechs Mal. Immer gilt es etwas mit Kollegen abzustimmen, zu entscheiden, in die Wege zu leiten. Manager telefonieren so viel. „Wahrscheinlich ist das wichtigste an meinem Beruf, jemandem Sachen zu erklären.“ Ihre Aufgabe ist es, die waldbaulichen Ziele, die sie von der Forst-



einrichtung vorgegeben bekommt sowie alle anderen Ziele von der Forstbetriebsleitung in ihrem Revier eigenverantwortlich umzusetzen.

Das fängt damit an, einen Bestand für die Ernte vorzubereiten. Sie zeichnet die Bäume aus, die gefällt werden sollen. Gibt es genügend Holzlagerplätze und Rückegassen für die Fahrzeuge? Wenn nicht, müssen sie angelegt werden. Dann werden die Waldarbeiter eingewiesen und schließlich deren Arbeit kontrolliert, genauso wie das Treiben der Selbstwerber, die an festgelegten Orten Brennholz aus dem Wald holen dürfen. Und weiterhin muss die Jagd organisiert werden.

Viele der heutigen Revierleiter sehen sich als Verlierer der Revier-Reform von 2007. Ein Teil ihrer Kompetenzen wurde an andere Berufsgruppen verteilt. Ehemals klassische Revierleitertätigkeiten wie Holzaufnahme, Hiebskontrolle und die Betreuung von Unternehmerhieben werden zunehmend von Forstwirtschaftsmeistern übernommen. Die komplette Abwicklung von Unternehmerhieben ist heute Aufgabe der Servicestelle, der auch alle Waldarbeiter im Forstbetrieb zugeordnet wurden. Die Vorbereitung und Durchführung der Hiebe in Regie, also mit eigenen Waldarbeitern, ist weiterhin Aufgabe der Revierleiter. „Früher war ich Vorgesetzte von sechs Waldarbeitern und diese Funktion hat man jetzt verlagert auf die Servicestelle, wo nun auch die Koordination der Arbeitseinsätze und die Arbeitsplanung der Unternehmerhiebe liegt.“ Doch dieser Verlust sei eher ein emotionales Problem mancher Kollegen, Mages ficht das nicht an. Nun seien mehr Absprachen nötig als früher, weil man nicht mehr alleine verantwortlich ist. Teamarbeit statt Einzelkämpfertum. Das erklärt, warum sie so viel telefoniert.

Mages legt Wert drauf, dass sie nicht ausschließlich für die „naturale Produktion“, also zum Beispiel das Auszeichnen von Beständen für Durchforstungsmaßnahmen zuständig ist, „das ist zu eindimensional“. Jagd, Öffentlichkeitsarbeit, Wege, Planung. Der Forst ist eben eine gläserne Produktionshalle, die jeder Bürger betreten darf: „Alles was wir machen, ist sofort für jeden sichtbar“, unterstreicht sie die Verantwortung, die auf ihren Schultern ruht: Die Revierleiter sind und bleiben die Flächenverantwortlichen vor Ort.



**DR. ALFRED FUCHS, 48,
FORSTBETRIEBSLEITER FREISING**

Wenn man die 41 Forstbetriebe der Bayerischen Staatsforsten jeweils als eigenständiges Unternehmen betrachtet, dann ist der Forstbetriebsleiter so was wie der Geschäftsführer. Das wichtigste Produkt des Unternehmens ist Holz – vom ganzen Baum bis hin zum Hackschnitt für das Biomassekraftwerk. Aber der Forstbetriebsleiter und sein Stellvertreter haben sich nicht nur um Produktion und Verkauf zu kümmern. Sie führen die Mitarbeiter, kontrollieren das Budget und verantworten alle waldbaulichen Ziele der Staatsforsten auf der Forstbetriebsfläche.

Außerdem gibt Alfred Fuchs die jagdlichen Ziele vor und ist für die Öffentlichkeits- und Pressearbeit in der Region zuständig. „Und wir vergeben in großem Umfang Nutzungsrechte für unsere Flächen“, erklärt er. Das reicht von der Baugenehmigung für eine Hochspannungsleitung über Fahrrechte auf den Straßen und Jagderlaubnisse bis hin zur Bescheinigung für den Imker, dass er Bienenstöcke auf dem Grund der Staatsforsten abstellen darf. „Papiere unterschreiben und verantworten“, sagt Fuchs, „das ist wahrscheinlich die zentrale Tätigkeit bei meinem Beruf“.

Eine der wenigen Gelegenheiten, um den Schreibtisch einmal zu verlassen, ist ein Besuch bei den Revierleitern. Neben den rund 15 regulären Teambesprechungen trifft sich Fuchs etwa zehn Mal im Jahr mit seinen Revierleitern im Wald. Auch zwischendurch fährt er raus, um zu schauen, ob die Maßgaben umgesetzt werden. „Wir überprüfen, ob wir das Vertrauen, das wir in unsere Mitarbeiter setzen und auch setzen müssen, auch bestätigt finden vor Ort.“ Um, falls es einmal nicht klappt, noch rechtzeitig gegensteuern zu können. Unter anderem ein Universitätsstudium der Forstwissenschaft mit anschließendem Referendariat und dem Abschluss der „großen forstlichen Staatsprüfung“ qualifizieren ihn dazu, auf seinen über 16 000 Hektar Betriebsfläche den Überblick zu bewahren.

Koordinieren und Prüfen, garniert mit unzähligen Einzelfallentscheidungen, die dauernd anstehen, so beschreibt Fuchs sein Tagewerk. Eine weitere Aufgabe der 41 Betriebsleiter in den Bayerischen Staatsforsten ist, den Wald für die Zukunft fit zu machen. Denn eines der wichtigsten Produkte der Bayerischen Staatsforsten ist die Natur. Nutzer dieses Produkts ist die Gesellschaft.



**KARL HÖRMANN, 49,
BERUFSJÄGER AM FORSTBETRIEB BAD TÖLZ**

Zuerst fallen die gewaltigen Unterarme an Karl Hörmann auf. Ein Fitness-Studio habe er noch nie von innen gesehen. Also hängt die Muskelmasse mit seiner Arbeit zusammen. „Weißt’ ja selbst, in den Bergen muss man einiges leisten.“

In Gebirgsregionen, in denen das Jagen besonders schwierig ist, verlassen sich die Staatsforsten auf ihre gut 40 Berufsjäger. Sie haben den Auftrag, den waldbaulichen Grundsatz „Wald vor Wild“ umzusetzen, um die Verbissraten an den jungen Bäumen in Grenzen zu halten. Wie viel Wild geschossen wird, legt der Forstbetriebsleiter fest. Mit dieser Maßgabe organisiert Hörmann Drückjagden und Sammelansätze, unterweist andere Jäger und führt bezahlende Gäste zur Gamsjagd in die Berge.

Außerdem gehört zu seinen Aufgaben, die Jagdhütten, Hochsitze und Steige in Stand zu halten. Das erledigen die Berufsjäger allerdings meist außerhalb der Jagdsaison, die mit dem Aufgang der Rehbockjagd am ersten Mai beginnt. Im Winter müssen sie das Rotwild füt-

tern – eine Maßnahme auch, um den Verbiss durch hungrige Tiere zu reduzieren. Das erlegte Wild schließlich wird auf dem eigenen Rücken ins Tal getragen. Jäger sein ist also nicht sitzen und warten, sondern harte Arbeit. Das erklärt die hünenhafte Statur Karl Hörmanns.

Hörmann ist in den Bergen aufgewachsen, „mit dem Wild und der Natur“. Mit 20 Jahren fasste er den Entschluss, die dreijährige Ausbildung zum Jäger zu beginnen. Den dazu notwendigen Jagdschein hatte er bereits. Er tut sich schwer, sich auf eine charakteristische Handbewegung festzulegen „Der Griff zum Gewehr vielleicht, oder zum Stecken.“ Der fast mannshohe Stock gehört zum Grundinventar des Jägers in den Bergen, unentbehrlich wie der geschulte Hund: Der Bergstock dient der Trittsicherheit im schwierigen Gelände, aber auch als Stativ für die Büchse bei einem schwierigen Schuss.

Während der Jagdsaison kommt es vor, dass Hörmann morgens und abends einen Ansitz macht und in der Zwischenzeit Arbeiten im Revier verrichtet oder sich um den Verkauf des Wildbrets aus dem betriebseigenen Kühlhaus kümmert. Solche Tage sind lang. Hier ist Ausdauer gefragt.

**QUIRIN HIEMENZ, 28,
FORSTWIRTSCHAFTSMEISTER AM
FORSTBETRIEB SCHLIERSEE**

Eine typische Handbewegung? Quirin Hiemenz führt mit seinem rechten Arm eine Bewegung aus, als würde er im Auto schalten. „Ich bin sehr viel im Revier unterwegs, um zu schauen, ob es bei den Harvester-Einsätzen überall rund läuft.“ Hiebskontrolle heißt das. Hiemenz hat „Holzknecht“ gelernt in drei Jahren im ehemaligen Forstamt Schliersee und hängt dann auf eigene Initiative seine Ausbildung zum Meister dran. Früher hat der Meister noch mitgearbeitet, hat die „Rotte“ von Arbeitern durch den Wald geführt. Heute übernimmt er immer mehr von den Aufgaben, die früher traditionell Sache der Förster waren. Das Kontrollieren gehört genauso dazu wie die Unterweisung von Freiwilligen, die im Hochgebirge Steige bauen wollen oder in der Schutzwaldsanierung helfen.

Wurden die Forstwirtschaftsmeister bis vor drei Jahren überwiegend in der Holzernte und der Ausbildung der Azubis eingesetzt, so sind ihnen heute weitere Aufgabenfelder mit mehr Verantwortung übertragen. So beispielsweise die technische Einsatzleitung von Harvester-Hieben. Dies schließt auch Büroarbeit mit ein.

Neben dem Auto scheint das Telefon zum wichtigsten Werkzeug des Forstwirtschaftsmeisters aufgestiegen zu sein. An eine Zeit ohne Mobiltelefon im Wald kann er sich kaum erinnern. „Es wird immer schnelllebiger und man bekommt immer größere Einsatzbereiche.“ Eins bleibt konstant: Die Waldarbeit ist stark von der Witterung abhängig. Und die ist nicht planbar, genauso wenig wie Windbrüche oder Attacken vom Borkenkäfer. „Wenn es plötzlich irgendwo drauf schneit, muss man allen absagen: Den Arbeitern genauso wie den Kunden.“ Durch das Telefon lassen sich Arbeitseinsätze besser koordinieren. Aber es erhöht auch den Druck auf die Organisation. Die Reaktionszeiten werden kürzer.

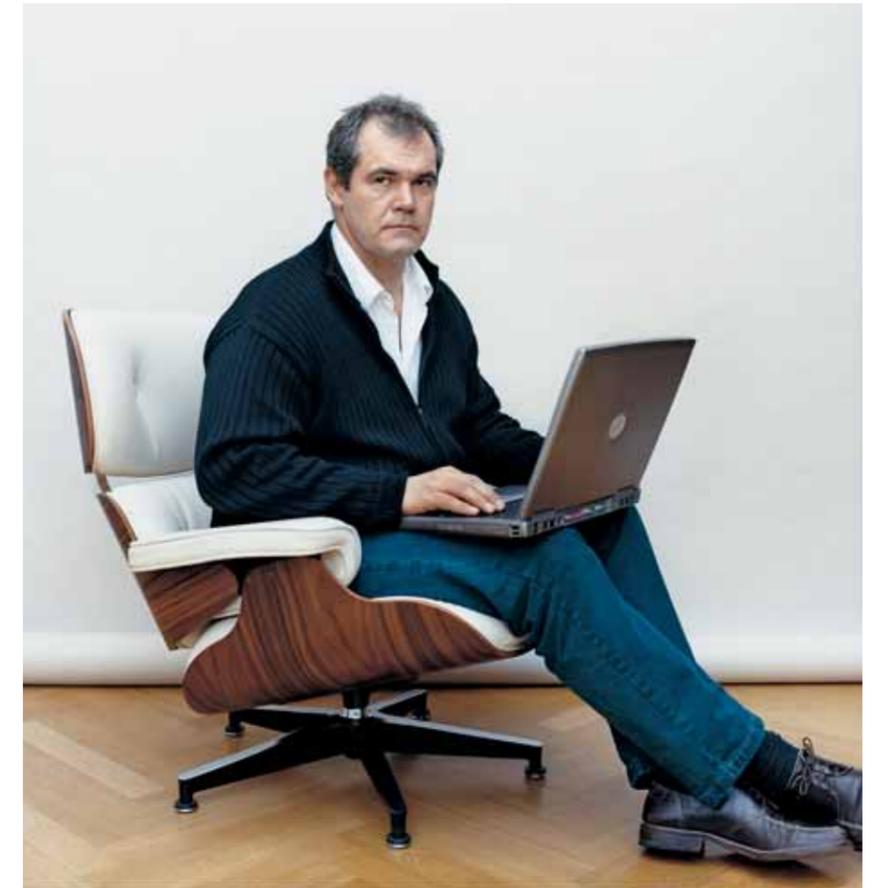



**FRIEDRICH FUCHS, 38, FORSTWIRT
AM FORSTBETRIEB BURGLENGENFELD**

An dem romantischen Bild vom Waldarbeiter als Mensch, der seine Tage in der Natur verbringt, ist der Forstwirt am dichtesten dran. Den größten Teil seiner Arbeitszeit verbringt er in der Holzernte, mit der Bestandspflege oder mit dem Pflanzen von jungen Bäumen, soweit es Wetter und Jahreszeit zulassen.

Das Fällen und Entasten reifer Bäume ist Handarbeit und originäre Aufgabe der Waldarbeiter, „der Harvester geht vorwiegend ins Schwachholz“, das sind meist relativ junge Fichten-, Kiefern- oder auch Laubholzbestände. Die Maschine macht eher Masse und weniger die Dinge, bei denen besonderes Augenmaß gefragt ist. Fuchs ist froh „über den Kollegen Harvester“, der im Katastrophenfall einfach schlagkräftiger ist – und viel der besonders gefährlichen Arbeit abnimmt.

Durch die Reform haben er und seine Kollegen mehr Entscheidungsfreiheit, es sei alles nicht mehr so statisch. „Eigenverantwortliches Denken ist jetzt von jedem gefragt.“ Dass der Meister nicht mehr in der Rotte mitsägt, findet Fuchs nur verständlich, „Der übernimmt jetzt einige Aufgaben der Revierleiter, das ist aber angesichts der umfangreichen Ausbildung auch verständlich.“ Was vor fünf Jahren der Forstwirtschaftsmeister gemacht hat, macht heute der Forstwirt, die ehemals strenge Hierarchie schwimmt zusehends. Fuchs sieht das humorvoll: „Ich liebe meinen Beruf und würde auf keinen Fall mit einem Förster tauschen.“ Drei Jahre dauert die Ausbildung zum Forstwirt. Die physische Arbeitsbelastung der Waldarbeiter ist enorm, die Arbeit teilweise auch sehr gefährlich. Den Anteil der besonders belastenden Holzernte an der Arbeitszeit wollen die Bayerischen Staatsforsten deshalb konsequent reduzieren. Fuchs hofft, dass er den Beruf noch lange machen kann. Durchschnittlich bis zum 58. Lebensjahr geht ein Forstwirt Bäume schneiden. Fuchs will aber nicht so lange arbeiten, bis er „kaputt“ ist, jedenfalls nicht in der Fällung. Im Wald würde er schon gerne bleiben, vielleicht im Auftrag der Servicestelle dem Revierleiter zuarbeiten. Denn die Arbeit bleibt bei aller maschinellen Unterstützung hart. „Ich versuche immer ergonomisch zu arbeiten.“ Krafttraining im Fitnessstudio schafft den notwendigen Ausgleich. Seither hat er keine Rückenschmerzen mehr.


**HARALD HÖLZL, 45,
SERVICESTELLENLEITER AM FORSTBETRIEB BURGLENGENFELD**

„Organisieren und koordinieren, das ist eigentlich mein Job“, sagt Harald Hölzl. Er ist verantwortlich für die gesamte Arbeitskoordination in einem Forstbetrieb. Weil er nicht an jedem Ort gleichzeitig sein kann, ist das Telefon sein wichtigstes Werkzeug.

Der Posten des Servicestellenleiters ist neu, ihn hat es vor der Forstbetriebsreform noch nicht gegeben. Als Diplomforstingenieur (FH) hat er zunächst im Staatswald als Revierleiter gearbeitet und dann zum Controller umgestellt. Als man ein Jahr vor der Forstbetriebsreform in fünf Betrieben Servicestellen eingerichtet hat, war er dabei. Damals sollte getestet werden, ob die neue Struktur mit ihren geänderten Abläufen und Verantwortlichkeiten tragfähig ist. Im Jahr 2007 wurden dann auch in den übrigen Betrieben Servicestellen eingerichtet, „so schlecht kann das also nicht gewesen sein“.

Den Servicestellenleitern sind jeweils zwei bis vier Forstwirtschaftsmeister und um die 30–60 Waldarbeiter zugeordnet. Die Vorgesetzten der Revierleiter und der Servicestellenleiter sind die Betriebsleiter.

Dass die Servicestelle den Revierleitern viele, auch geliebte Aufgaben weggenommen habe, sei ein notwendiger Schritt gewesen. Man kann nicht die Flächengröße und damit die Aufgaben erhöhen, ohne die Revierleiter organisatorisch zu entlasten.

Gelegentlich gebe es Reibereien, denn was ein Revierleiter gerade durchsetzen will, müsse nicht immer für den ganzen Forstbetrieb das Richtige sein. „Was wann an welcher Stelle gemacht werden muss, das folgt keinem starren Schema.“ Im Hochgebirge geht es anders zu als in der Oberpfalz, stadtnahe Wälder haben andere Ansprüche als Betriebe weit draußen auf dem Land. Immer geht es darum, dass der Forstbetriebsleiter aus all denjenigen, die da zusammenarbeiten, ein Team bildet. Der Servicestellenleiter hilft ihm dabei und ist der Mittler zwischen dem Betrieb und den Waldarbeitern draußen. Dabei geht es nicht nur darum, eine Rotte pünktlich in den Wald zu schicken, sondern auch um lohntechnische Fragen, Arbeitssicherheit und schließlich ist man Kummerkasten: „Ich habe vierzig Leute, da hat immer irgendeiner etwas.“

TRAUMBERUF

In der Physik ist Arbeit Kraft mal Weg. Das ist eine Formel, die auch im ganz normalen Alltag eines ganz normalen Arbeitnehmers nicht so falsch ist. Diejenigen, die sich in der Frühschicht morgens mit viel Kraft auf den langen Weg machen, können es bestätigen. Nur für die Inhaber von Traumberufen scheint die Physik nicht zu gelten. Für sie hebt sich die Erdschwere auf. Sie agieren schwerelos. Als Stars auf der Leinwand, als Models auf dem Catwalk werden sie getragen von der Begeisterung des Publikums und sind gebettet auf reichlichen Gagen. Doch auch weniger exponierte Traumberufler verweigern sich dem klassischen Arbeitsschema. Sie arbeiten zwar hart, haben eine 100-Stunden-Woche, sind Anfeindungen ausgesetzt, aber irgendein Etwas trägt sie scheinbar mühelos über alle Hürden. Etwas, was viele nicht im gleichen Maße haben. Sie haben Spaß an dem, was sie tun. Spaß, noch mehr als Geld und Ruhm, scheint die physikalische Arbeitsgleichung aufzuheben. Das Schöne am Spaß ist zudem, dass ihn prinzipiell jeder haben kann – quer durch alle Berufe. Beim „Kleinen Italiener“ von nebenan kann man es allabendlich erleben. Es muss ein wunderbarer Beruf sein, den Menschen mit Lust und guter Laune ein Essen zu servieren. Beim deutschen Kollegen müssen da schon Ostern und Weihnachten zusammenfallen.

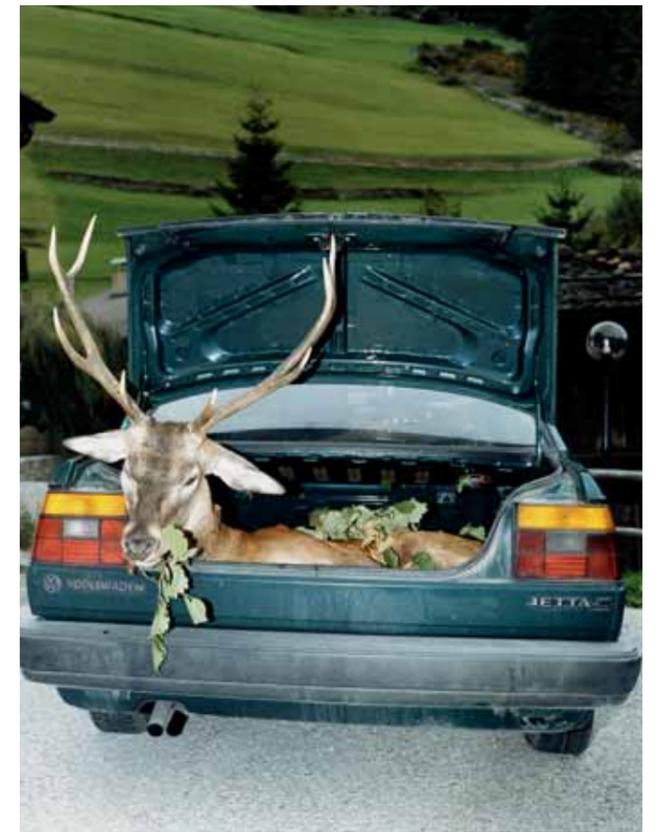
Die Gabe, seine Arbeit mit dem eigenen Interesse, der persönlichen Neigung und dem angeborenen Talent zu paaren, scheint allerdings rar verteilt. Jedenfalls gibt es nicht allzu viele, die sich blank und frei dazu bekennen, dass ihnen ihr Beruf – summa summarum – Spaß macht.

Wie die Klage der Frau des Kaufmanns ist, so weigern sie sich zuzugeben, dass sie es gut getroffen haben. Arbeit, so scheint es, darf gar nicht leicht sein. Sie ist – wider alle Physik – immer schwer. Und je schwerer, desto besser, desto verantwortungsbewusster, desto bedeutender und viele andere ‚desto‘ mehr. Vielleicht möchte der Traumberufler einfach nicht zugeben, dass er entgegen der alttestamentarischen Verheißung, wonach er sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu verzehren hat, einfach Lust und Befriedigung bei seiner Arbeit erfährt. Die Verweigerung dieses Spaß-Geständnisses ist allerdings sehr schade. So manch mürrische Bedienung und andere schlechtgelaunte Dienstleister könnten sich sonst am positiven Beispiel aufrichten und versuchen, sich und anderen auch während der Arbeitszeit gute Laune zu machen. Also Traumberufler aller Branchen und Funktionen, bekennt Euch! Zeigt, dass es ihn gibt und das nicht einmal zu knapp: den Traumberuf.

PS: Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, dass die ganze Zeit nicht wirklich von Traumberufen wie Fernsehmoderator, Opersängerin, Flugkapitänen oder italienischen Kellnern die Rede war. Gemeint sind auch die vielen, die im Wald ihre Arbeit und ihre Bestimmung gefunden haben. Bevor die Abwehrproteste – siehe oben – nun allzu sehr zunehmen, lassen Sie uns eine Erklärung zur kühnen Behauptung nachreichen. Von vielen Berufeinsteigern wissen wir, dass sie im Forstberuf ihren „Traumberuf“ sehen, der ihnen die Chance gibt, Arbeit und persönliche Neigung auf einen Nenner zu bringen. Mehr und intensiver, als das in vielen anderen Berufsfeldern möglich ist.



Der Hirsch im Kofferraum ist eine Zufallsbegegnung unseres Fotografen mit einem Jäger in den Öztaler Alpen, der feststellen musste, dass sein Kofferraum seinem erlegten Hirschen nicht gewachsen war. Die Verlegenheitslösung überstand die Fahrt vom Berg bis ins Tal unbeschadet.



Herausgeber

Bayerische Staatsforsten AöR
Tillystraße 2
D-93053 Regensburg
Tel.: +49 (0)941 69 09-0
Fax: +49 (0)941 69 09-495
E-Mail: info@baysf.de
www.baysf.de

Rechtsform

Anstalt des öffentlichen Rechts
(Sitz in Regensburg)

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer: DE 24 22 71 997

Vertretungsberechtigter
Dr. Rudolf Freidhager

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt
Bayerische Staatsforsten AöR
Jann Oetting
Dr. Hermann S. Walter
E-Mail: saul.walter@baysf.de

Bildnachweis

akg-images: Seite 40/41
Belvedere, Wien: Seite 43
Marion Blomeyer:
Titel, Seite 16-19
Corbis: Seite 30, 33, 35

Bert Heinzlmeier:

Seite 3, 27-29, 36-39
Eva Hillreiner: Seite 50
Komatsu Forest: Seite 31/32
picture alliance: Seite 2, 6
Springer-Verlag,
Heidelberg: Seite 12 unten
SZ Photo: Seite 6
TU München: Seite 12/13
Ullsteinbild: Seite 6
Matthias Ziegler: Seite 4/5,
7/8, 14/15, 20-23, 44-49, 51

Gestaltung

Anzinger | Wüschner | Rasp
Agentur für Kommunikation
München

Druck

Gerber Druck und Media
München

Hinweis

Inhalt und Struktur dieser Publikation sind urheberrechtlich geschützt. Die Vervielfältigung und Weitergabe, insbesondere die Verwendung von Texten, Textteilen oder Bildmaterial bedarf der vorherigen Zustimmung der Bayerischen Staatsforsten.

